

II. Die Krise des Universalismus – Sprache, Macht und Narrative als Herausforderung für die Vernunft

Der Erste Hauptteil dieser Abhandlung verfolgte den Prozess der tiefgreifenden Destruktion der metaphysischen und ontologischen Fundamente der abendländischen Philosophie im 19. und 20. Jahrhundert: Von Nietzsches Tod Gottes bis hin zur monologischen Entscheidung des Existenzialismus (Sartre, Camus, Kierkegaard), wurde die universelle, objektive Geltung von Wahrheit und Moral als unhaltbar erklärt. Die philosophische Landschaft blieb in einem Zustand des Dezisionismus zurück, in dem die Werte nur noch durch einen unbegründeten Akt des Willens gesetzt werden konnten.

Der Zweite Hauptteil setzt genau an diesem historischen und philosophischen Wendepunkt an und konzentriert sich auf die zentrale Herausforderung des späten 20. Jahrhunderts: Wie kann die Vernunft im Angesicht der totalen Kontingenz und der allgegenwärtigen Macht noch universelle Geltung beanspruchen?

Dieser Abschnitt untersucht die philosophischen Strömungen, die die Unmöglichkeit eines neuen Universalismus proklamierten, indem sie die traditionellen Rettungsanker der Vernunft – die Sprache selbst, die Erkenntnis und das Subjekt – radikal dekonstruierten. Die analytische Philosophie und der Poststrukturalismus liefern hier die schärfsten Angriffe auf das Projekt der kommunikativen Vernunft (Kapitel 6), das eine rationale Rekonstruktion der Geltung anstrebt.

Die drei Fronten des Angriffs auf den Universalismus

Die Krise des Universalismus entfaltet sich in drei zentralen philosophischen Feldern, die in den folgenden Kapiteln detailliert analysiert werden:

1. Die Front des Linguistischen Turnus und der Relativität (Kapitel 4)

Der Linguistische Turnus (*Linguistic Turn*) ist der Paradigmenwechsel, der die Philosophie vom Bewusstsein zur Sprache verlagerte. Während dieser Wende die Sprache zunächst als neues Fundament für die Erkenntnis dienen sollte, mündete sie paradoxerweise in den Relativismus.

- Quine und Goodman (Analytische Philosophie) demonstrieren die Idee der einen, objektiven Welt. Sie zeigten, dass Wissen holistisch ist und ontologisch relativ zum gewählten Bezugsrahmen oder der Sprache. Die Wahrheit wird zur Konstruktion und die Wirklichkeit zur Pluralität von Weltversionen.
- Der späte Wittgenstein radikalisierte diese Kontextualisierung durch das Konzept der Sprachspiele und Lebensformen. Die Rationalität ist lokal und kontingent; sie wird durch die gemeinsame Praxis und die Regeln des Spiels gesetzt, nicht durch universelle Logik.
- Rorty zog die pragmatische Konsequenz: Er forderte den Abschied von der Erkenntnistheorie und ersetzte die Objektivität durch die Solidarität der Gemeinschaft. Die Vernunft wird zur "fortgesetzten Unterhaltung" ohne Fundament.

Diese Strömungen stellen die kommunikative Vernunft vor die Frage: Wie kann man universelle Geltung beanspruchen, wenn die Sprache selbst nur ein kontingentes, lokal gebundenes Werkzeug ist?

2. Die Front der Macht und der Dekonstruktion (Kapitel 5)

Der Poststrukturalismus und die Postmoderne liefern den radikalsten Angriff auf die normativen Ansprüche der Aufklärung und der Vernunft. Sie sehen in der Vernunft keine Kraft der Befreiung, sondern eine Technologie der Macht.

- Michel Foucault dekonstruiert die Wahrheit genealogisch und zeigt, dass Wissen (*savoir*) untrennbar mit Macht (*pouvoir*) verbunden ist. Die Rationalität selbst ist ein historisch kontingentes Wahrheitsregime, das zur Disziplinierung des Subjekts und zur Biomacht dient. Die Universalität wird als eine maskierte Form der Normalisierung und Herrschaft entlarvt.
- Jean-François Lyotard erklärt das Scheitern der Meta-Erzählungen (Glaube an Fortschritt, Emanzipation) und proklamiert das Ende des Universalismus. Das Wissen zerfällt in inkommensurable, lokale Sprachspiele, deren Legitimation nicht im Konsens, sondern im Dissens und der Paralogie liegt.

Diese Kritiker zwingen die Kommunikative Vernunft zur Auseinandersetzung mit dem Totalverdacht der Machtkritik: Ist der rationale Konsens nicht selbst eine repressive, machtvolle Norm?

3. Die Synthese: Die Diskursethik als säkulare Antwort (Kapitel 6)

Das Kapitel 6 widmet sich der kommunikationstheoretischen Synthese von Jürgen Habermas, die die Herausforderungen der Kontingenz und der Macht annimmt.

- Die Strategie: Habermas versucht, einen schwachen Universalismus zu begründen, indem er die normative Kraft nicht in der Metaphysik oder in der singulären Existenz, sondern in den universellen und unhintergehbaren Voraussetzungen des intersubjektiven Sprachhandelns rekonstruiert.
- Die Rekonstruktion: Die Geltungsansprüche (Wahrheit, Richtigkeit, Wahrhaftigkeit) werden als strukturelle Imperative der Verständigung identifiziert. Die Diskursethik bietet die prozedurale Begründung moralischer Normen, die die Idealisierung der herrschaftsfreien Rede als transzendente Voraussetzung jeder rationalen Kooperation setzt.

Der Zweite Hauptteil beleuchtet somit den entscheidenden philosophischen Kampf um die Legitimität der Vernunft in der Gegenwart: Es ist der Versuch, die existenzielle Freiheit und die soziale Gerechtigkeit im prozeduralen Zwang des besseren Arguments zu fundieren, während das Fundament von Sprache und Macht radikal zerlegt wird.

4. Der Linguistische Turnus und die Relativierung des Wissens

Der Zweite Hauptteil dieser philosophischen Analyse widmet sich der Krise des Universalismus, die durch die radikale Verschiebung des philosophischen Fundaments auf die Sprache ausgelöst wurde. Nachdem die monologische Subjektphilosophie (Husserl, Existenzialisten) an der Last der Kontingenz und dem Dezisionismus gescheitert war (Kapitel 3), vollzog die Philosophie in der Mitte des 20. Jahrhunderts den sogenannten Linguistischen Turnus (*Linguistic Turn*). Dieser Paradigmenwechsel, der die Sprache zum primären Medium und Objekt philosophischer Untersuchung erklärte, schien zunächst die letzte Rettung für die rationale Fundierung zu sein, da die Sprache als intersubjektives und strukturell universelles System galt.

Die Grundidee war: Wenn das Bewusstsein zu subjektiv, die Existenz zu kontingent und die Metaphysik zu spekulativ ist, dann muss die intersubjektive Geltung in den universellen Strukturen der Sprache selbst gefunden werden. Die Philosophie sollte von der Frage „Wie erkenne ich die Welt?“ zur Frage „Wie sprechen wir über die Welt?“ übergehen.

Doch das Kapitel 4 zeigt die paradoxe Wende dieser Entwicklung auf: Der Linguistische Turnus geriet in eine Phase der Selbstzerlegung und führte nicht zur erhofften universellen Logik (wie es der frühe Wittgenstein im *Tractatus* noch gehofft hatte), sondern zur radikalen Relativierung von Wissen und Rationalität. Die Sprache erwies sich nicht als der transzendente Anker der Vernunft, sondern als ein kontingentes, lokal gebundenes Konstruktionsmittel.

Die Relativierung des Wissens erfolgte auf drei zentralen, miteinander verbundenen Ebenen, die die **Kommunikative Vernunft** fundamental in Frage stellen:

1. Die Zerstörung der Erkenntnistheorie: Ontologische Relativität (Quine und Goodman)

Die analytische Philosophie unternahm den ersten Angriff, indem sie die Dogmen des klassischen Empirismus und die naive Vorstellung der objektiven Repräsentation demontierte.

- Willard Van Orman Quine (Abschnitt 4.1.1) erschütterte mit seiner Kritik an der Analytisch-Synthetisch-Dichotomie die Unterscheidung zwischen notwendiger (definitionsgemäßer) Wahrheit und empirischer Wahrheit. Er etablierte den Holismus, der besagt, dass Aussagen nur als Teil des gesamten Wissensnetzes überprüft werden können, wodurch keine Aussage immun gegen Revision ist. Die Konsequenz war die ontologische Relativität: Was als existierend gilt, ist relativ zum gewählten Bezugsrahmen und der Sprache.
- Nelson Goodman (Abschnitt 4.1.2) radikalisierte dies zur Pluralität der Welten. Er lehnte die Korrespondenztheorie ab – die Idee, dass es *die* eine Welt gibt, die durch Sprache abgebildet wird – und postulierte, dass Wissen und Sprache Welten aktiv erzeugen (*Ways of Worldmaking*). Die Wahrheit wird zu einer kohärenten Konstruktion und die Realität zur Vielzahl gleichrangiger, kontingenter Weltversionen.

Die Geltung von Wissen ist demnach nicht mehr objektiv oder universal, sondern systemrelativ und konstruiert.

2. Die Kontextualisierung der Rationalität: Die Regeln der Praxis (Später Wittgenstein)

Der späte Ludwig Wittgenstein (Abschnitt 4.2), der seine eigenen logischen Idealisierungen des *Tractatus* verwarf, lieferte die kontextualistische Wende.

- Er ersetzte die Idee der einen idealen Logik durch die Vielfalt der Sprachspiele. Die Bedeutung eines Wortes liegt nicht in seiner Abbildung einer Essenz, sondern in seinem Gebrauch nach den lokalen Regeln des Spiels.
- Die Sprachspiele sind in Lebensformen eingebettet – die gemeinsame, nicht-diskursive Praxis der Gemeinschaft. Die Rationalität (was als begründet und gewiss gilt) wird damit lokal und kontingent: Sie ist relativ zur jeweiligen Lebensform. Es gibt keine universelle Meta-Sprache oder einen objektiven Standard, um die Rationalität verschiedener Lebensformen zu beurteilen.

3. Der Antifundamentalismus: Die Vernunft als Erzählung (Rorty)

Richard Rorty (Abschnitt 4.3) zog die pragmatische und antifundamentalistische Konsequenz aus diesen Entwicklungen.

- Er forderte den Abschied von der Erkenntnistheorie und lehnte die Idee ab, dass Wissen ein Spiegel der Natur sei. Die Wahrheit wird nicht durch eine externe Korrespondenz, sondern durch Solidarität und Zustimmung der Gemeinschaft bestimmt.
- Die Vernunft wird zur "fortgesetzten Unterhaltung" (*conversation*) – einem offenen, kontingenten und nicht fundierten Diskurs. Rorty ersetzt die Objektivität durch die Solidarität und die universelle Begründung durch die rhetorische Überzeugung innerhalb der liberalen Gemeinschaft.

Die Herausforderung für die Kommunikative Vernunft

Das Kapitel 4 stellt die Kommunikative Vernunft vor die existenzielle Krise ihrer eigenen Fundierung. Wenn die Sprache nur ein relatives Konstruktionsmittel ist, die Rationalität lokal und die Wahrheit nur Kohärenz innerhalb einer Gemeinschaft, wie kann dann Jürgen Habermas (Kapitel 6) noch mit philosophischer Legitimität universelle Geltungsansprüche (Wahrheit, Richtigkeit) aus den notwendigen Voraussetzungen der Verständigung rekonstruieren?

Der Relativismus des Linguistischen Turnus zwingt die Diskursethik zu zeigen, dass die Prozedur des Diskurses mehr ist als nur ein lokales Sprachspiel oder eine "fortgesetzte Unterhaltung", und dass sie universelle Strukturen besitzt, die trotz der Kontingenz Geltung beanspruchen können.

4.1 Die ontologische Relativität des Wissens – Quines Logik des Holismus und Goodmans Pluralität der Welten

Der Unterabschnitt 4.1 leitet die Analyse des Linguistischen Turnus (Kapitel 4) mit der radikalen Infragestellung der traditionellen Erkenntnistheorie und Ontologie durch die analytischen Philosophen Willard Van Orman Quine und Nelson Goodman ein. Nachdem die Bewusstseinsphilosophie (Kapitel 2 und 3) an der monologischen Isolation gescheitert war, suchte die analytische Philosophie das neue Fundament der Geltung in der logischen Struktur der Sprache. Doch paradoxerweise führte die rigorose Analyse von Sprache und Wissen durch Quine und Goodman nicht zur erhofften universalen Logik, sondern zur Relativierung von Wahrheit und zur Konstruktion der Realität.

Das zentrale Ergebnis ist die Ablehnung des klassischen Empirismus und des naiven Realismus in zwei komplementären Schritten:

1. Die Zerstörung der Dogmen (Quine)

Willard Van Orman Quine (Abschnitt 4.1.1) lieferte den fundamentalen Angriff auf die epistemologische Sicherheit der Moderne. Er stellte die Gültigkeit der beiden Hauptdogmen des

Empirismus in Frage:

- Kritik an der Analytisch-Synthetisch-Dichotomie: Quine zeigte, dass die Unterscheidung zwischen analytischen Wahrheiten (Wahr durch Bedeutung, z.B., "Alle Junggesellen sind unverheiratet") und synthetischen Wahrheiten (Wahr durch empirische Fakten, z.B., "Der Tisch ist braun") nicht haltbar ist. Die Bedeutung von Wörtern kann nicht unabhängig von empirischer Erfahrung fixiert werden. Dies bricht die Grundlage für die Annahme a priori gesicherten Wissens.
- Holismus: Quine ersetzte die zerbrochene Dichotomie durch den Wissenschafts-Holismus. Theorien sind keine Ansammlung einzelner Sätze, sondern ein Netzwerk des Glaubens (*web of belief*). Die Überprüfung eines Satzes erfolgt nur im Kontext der gesamten Theorie. Wenn ein Satz an der Empirie scheitert, kann man jeden Satz im Netz revidieren – auch die logischen Axiome. Dies führt zur ontologischen Relativität: Was als existent (*ontisch*) gilt, ist relativ zu den sprachlichen Bezugsrahmen (*ontologisch*) des gewählten Netzes.

2. Die Pluralität der Welten (Goodman)

Nelson Goodman (Abschnitt 4.1.2) zog aus dieser Relativität die konstruktivistische Konsequenz. Er lehnte die Korrespondenztheorie der Wahrheit ab – die Vorstellung, dass Wahrheit die Übereinstimmung einer Aussage mit der einen, externen Wirklichkeit sei.

- Welterzeugung (*Ways of Worldmaking*): Goodman argumentierte, dass Sprache und symbolische Systeme die Welt nicht abbilden, sondern aktiv erzeugen. Durch Prozesse wie Zerlegung, Komposition und Ordnung schaffen wir verschiedene Weltversionen.
- Pluralität: Da es viele inkonsistente, aber kohärente Arten gibt, die Welt zu "machen" (z.B. die Welt der Physik, die Welt der Kunst, die Welt der Alltagssprache), existiert keine singuläre, objektive Realität. Es gibt nur eine Pluralität gleichrangiger Weltversionen. Die Wahl der "richtigen" Weltbeschreibung ist kontingent und hängt von pragmatischen Zwecken ab.

Quine und Goodman verschärfen damit die Krise des Universalismus auf der epistemologischen und ontologischen Ebene. Sie zeigen, dass die Objektivität ein illusionäres Konstrukt ist und die Geltung von Wissen systemrelativ ist. Die kommunikative Vernunft muss dieser Relativierung des Wahrheitsanspruchs direkt entgegenreten.

4.1.1 Willard Van Orman Quine – Die Verwerfung der Dogmen des Empirismus

Der amerikanische Philosoph Willard Van Orman Quine (1908–2000) gilt als eine der zentralen und radikalsten Figuren des Linguistischen Turnus in der analytischen Philosophie. Sein epochaler Essay „Zwei Dogmen des Empirismus“ (1951) stellte einen fundamentalen Angriff auf die epistemologische Sicherheit dar, die der moderne Empirismus – insbesondere der Logische Positivismus des Wiener Kreises – als Letztbegründung des Wissens beanspruchte. Quine vollzog damit eine interne Selbstkritik der analytischen Tradition, die paradoxerweise nicht zur Stärkung der rationalen Fundierung führte, sondern zur radikalen Relativierung von Wahrheit und Ontologie.

Das Ziel des Logischen Empirismus war es, jede Behauptung entweder auf Logik oder auf

Sinneseindrücke zurückzuführen, um philosophische Spekulation und Metaphysik endgültig zu eliminieren. Quine zeigte jedoch, dass diese Unterscheidung illusorisch war und die gesamte Struktur der empirischen Erkenntnis auf unbegründeten Dogmen beruhte, die selbst nicht empirisch überprüfbar waren.

Die philosophische Brisanz von Quines Kritik liegt in der Auflösung von zwei zentralen Dichotomien:

1. Analytisch vs. Synthetisch: Die Unterscheidung zwischen Wahrheiten, die rein aus der Bedeutung entstehen (analytisch, a priori), und Wahrheiten, die aus der Erfahrung stammen (synthetisch, a posteriori). Quine argumentierte, dass diese Grenze unklar ist und dass es keine rein analytische Wahrheit gibt.
2. Reduktionismus: Die Annahme, dass jede sinnvolle Aussage (synthetische Wahrheit) einzeln und isoliert auf unmittelbare Sinnesdaten reduziert und verifiziert werden kann.

Durch die Verwerfung dieser Dogmen etablierte Quine den Wissenschafts-Holismus und die ontologische Relativität als neue philosophische Paradigmen. Die Wahrheit wurde aus der isolierten Repräsentation des Faktums befreit und in das Netzwerk des gesamten Wissens eingebettet. Die ontologische Frage – was existiert? – wurde relativ zum gewählten sprachlichen Bezugsrahmen.

Quines Denken stellt somit die kommunikative Vernunft vor die unmittelbare Herausforderung: Wenn die Wahrheit nicht mehr durch ihre Übereinstimmung mit einem Faktum (Korrespondenz) bestimmt wird, sondern holistisch und relativ zu einem kontingenten Bezugssystem ist, wie können dann noch universelle Geltungsansprüche aus der Sprache abgeleitet werden? Die logische Analyse führt hier zur Auflösung der universellen Objektivität in die Relativität des Systems.

Die Kritik an der Analytisch-Synthetisch-Dichotomie: Die Auflösung der Grenze zwischen definitionsgemäßer und erfahrungsabhängiger Wahrheit

Die Philosophie Willard Van Orman Quines ist ein frontaler Angriff auf die epistemologische Sicherheit der modernen Philosophie, insbesondere des Logischen Empirismus (oder Logischen Positivismus), deren Fundament auf der unerschütterlichen Annahme zweier *Dogmen* beruhte. Das erste Dogma war die angenommene, scharfe Unterscheidung zwischen analytischen und synthetischen Wahrheiten – eine Dichotomie, die Quine in seinem bahnbrechenden Aufsatz *Zwei Dogmen des Empirismus* (1951) als unhaltbar entlarvte.

Die Demontage dieser Unterscheidung ist der methodische Kern von Quines philosophischem Projekt und der entscheidende Schritt zur Etablierung des Holismus und der ontologischen Relativität.

Die Unterscheidung zwischen analytischen und synthetischen Urteilen geht auf Immanuel Kant zurück, wurde jedoch vom Logischen Empirismus als zentrales Dogma für die Begründung des Wissens übernommen:

1. Analytische Wahrheiten: Diese Sätze gelten als definitionsgemäß wahr oder wahr allein aufgrund der Bedeutung ihrer Bestandteile (z.B. „Alle Junggesellen sind unverheiratet“). Ihre Geltung ist a priori (unabhängig von der Erfahrung) und notwendig. Sie galten als die

Domäne der Logik und der Mathematik.

2. Synthetische Wahrheiten: Diese Sätze sind erfahrungsabhängig oder wahr aufgrund von Fakten über die Welt (z.B. „Der Tisch ist braun“ oder „Das Wasser kocht bei 100°C“). Ihre Geltung ist a posteriori (abhängig von der Erfahrung) und kontingent. Sie galten als die Domäne der empirischen Wissenschaften.

Der Logische Empirismus nutzte diese Dichotomie als Skalpell, um die Metaphysik als sinnlos zu verwerfen: Nur Aussagen, die entweder analytisch (logisch wahr) oder synthetisch (empirisch verifizierbar) sind, galten als sinnvoll.

Quine greift die analytische Seite der Dichotomie an. Er argumentiert, dass der Begriff der Analytizität zirkulär ist und nicht unabhängig von den Begriffen Synonymie oder Bedeutung definiert werden kann. Ein Satz ist definitionsgemäß analytisch, wenn man ihn durch synonyme Ersetzungen in eine logische Wahrheit überführen kann (z.B. „Junggeselle“ wird durch „unverheirateter Mann“ ersetzt). Quine fragt: Was ist Synonymie? Zwei Begriffe sind synonym, wenn sie dieselbe Bedeutung haben. Was aber ist Bedeutung (*Meaning*)? Die Logischen Empiristen wollten die Bedeutung wiederum durch die Analytizität selbst erklären oder auf bestätigende Sinnesdaten zurückführen. Quine kommt zu dem Schluss, dass der Begriff der Analytizität nicht rein logisch definiert werden kann, ohne auf andere Begriffe zurückzugreifen, die selbst der Klärung bedürfen. Die Grenze ist willkürlich gezogen und unbegründet.

Die Verwerfung der Dichotomie führt Quine zu dem Schluss, dass die Grenze zwischen definitionsgemäßer Wahrheit und empirischer Wahrheit kontinuierlich ist und keine scharfe Trennung existiert. Das gesamte menschliche Wissen – von den logischen Gesetzen im Zentrum bis zu den empirischen Beobachtungen an der Peripherie – bildet ein einziges, zusammenhängendes Gewebe oder Netzwerk des Glaubens (*web of belief*). Dies ist der Grundgedanke des Holismus. Im holistischen Netzwerk ist kein Satz absolut immun gegen Revision. Selbst die logischen Gesetze (z.B. der Satz vom ausgeschlossenen Dritten), die traditionell als rein analytisch und unveränderlich galten, sind theoretisch revidierbar, wenn eine umfassende empirische Theorie (z.B. die Quantenmechanik) diese Revision notwendig macht, um das System als Ganzes kohärenter zu halten. Die logischen Sätze im Kern des Netzwerks sind zwar tiefer eingebettet und resistenter gegen Revision als die empirischen Beobachtungssätze an der Peripherie, aber ihr Status ist graduell und pragmatisch, nicht ontologisch oder logisch notwendig. Sie werden nur deshalb als „analytisch“ empfunden, weil ihre Revision einen so massiven Umbau des gesamten Netzes erfordern würde, dass wir dies nur ungern in Kauf nehmen.

Die Auflösung der Analytisch-Synthetisch-Dichotomie hat immense Konsequenzen für die Erkenntnistheorie und den Universalismus:

1. Zusammenbruch des A-Priori: Die notwendige, a priori Wahrheit – die Grundlage aller rationalen Begründung seit Kant – existiert nicht mehr als separate Kategorie. Alles Wissen ist letztlich mit der Erfahrung verbunden und revisionsfähig.
2. Verlust der absoluten Sicherheit: Die Geltung von Sätzen wird nicht mehr durch ihre formale Struktur (Analytizität) oder ihre direkte Reduktion auf Sinnesdaten (Empirismus) garantiert, sondern durch ihre Funktion und Kohärenz im Gesamtnetzwerk.

Quine zwingt damit die Philosophie, für den Anspruch der Geltung von Wissen ohne metaphysische oder logische Letztbegründung auszukommen. Die Wahrheit ist nicht mehr ein festes Abbild, sondern eine flexible, systeminterne Relation. Dies schafft das epistemologische

Vakuum, das die kommunikative Vernunft füllen muss.

Der empirische Gehalt der Theorie als Ganzes (Holismus): Das "Netzwerk des Glaubens"

Die Verwerfung der Analytisch-Synthetisch-Dichotomie führte Willard Van Orman Quine zur Etablierung des Wissenschafts-Holismus als neues Paradigma der Erkenntnistheorie. Wenn die scharfe Grenze zwischen logischer Notwendigkeit und empirischer Kontingenz verschwindet, muss auch das zweite Dogma des Empirismus fallen: der Reduktionismus. Das holistische Denken postuliert, dass kein Satz allein auf empirische Überprüfung reduziert werden kann; vielmehr stellt die gesamte Theorie oder das Wissenssystem eine geschlossene Einheit dar, die als Ganzes mit der Erfahrung konfrontiert wird.

Der Reduktionismus war die Annahme des Logischen Empirismus, dass jeder sinnvolle synthetische Satz (*jede Aussage über Tatsachen*) isoliert betrachtet und einzeln auf unmittelbare Sinnesdaten reduziert und verifiziert werden kann. Nach dieser Sichtweise könnte der Satz „Es regnet draußen“ durch eine unmittelbare Beobachtung (das Sehen von Wassertropfen) endgültig verifiziert oder falsifiziert werden. Quine argumentiert, dass diese isolierte Überprüfung von Aussagen unmöglich ist. Um einen Satz zu verifizieren, müssen wir immer Hintergrundwissen voraussetzen, das selbst nicht Gegenstand der momentanen Beobachtung ist. Um z.B. den Satz „Der Tacho zeigt 50 km/h an“ zu verifizieren, muss ich die Gültigkeit der Optik (dass meine Augen korrekt funktionieren), die Theorie der Elektrizität (dass der Tacho kalibriert ist) und die Definition von Geschwindigkeit voraussetzen. All diese Annahmen sind Teil eines größeren Theorienetzes. Die Überprüfung (*Bestätigung oder Falsifizierung*) einer einzelnen Aussage kann daher nie direkt durch isolierte Erfahrung erfolgen.

Quine ersetzt den Reduktionismus durch den **Wissenschafts-Holismus**, indem er das gesamte menschliche Wissen als ein **Netzwerk des Glaubens** (*Web of Belief*) beschreibt. Dieses Netzwerk ist eine **kontinuierliche Struktur** von miteinander verbundenen Aussagen, die sich je nach **Nähe zur Peripherie** oder zum **Kern** im Status unterscheiden: An der **Peripherie** des Netzes befinden sich die **empirischen Beobachtungssätze** (z.B. „Dort ist ein schwarzer Schwan“). Diese Sätze stehen in **unmittelbarem Kontakt** mit der **Sinneserfahrung** und sind am **einfachsten zu revidieren**. Im **Kern** des Netzes befinden sich die **logischen, mathematischen und philosophischen Axiome** (z.B. „ $2 + 2 = 4$ “ oder das Gesetz des ausgeschlossenen Dritten). Diese Sätze sind **maximal resistent** gegen Revision, da ihre Änderung **massive Umstrukturierungen** des gesamten Netzes erfordern würde.

Die holistische Überprüfung (*holistic testing*) beschreibt, wie das Netzwerk mit der Erfahrung konfrontiert wird:

- Konfrontation als Ganzes: Die Erfahrung (z.B. die Beobachtung eines schwarzen Schwans, wenn man nur weiße erwartet hat) trifft das Netzwerk immer als Ganzes. Sie falsifiziert nicht notwendigerweise einen einzelnen Satz, sondern erzeugt eine Spannung im System.
- Die Wahl der Revision: Bei einem Widerspruch mit der Erfahrung kann das Individuum jeden Satz im Netz revidieren. Man kann entweder den peripheren Satz revidieren („Ich habe mich verguckt, der Schwan ist nicht schwarz“), oder man kann radikalere Entscheidungen treffen und Annahmen im Kern revidieren (z.B. die Theorie der Biologie,

die die Existenz schwarzer Schwäne ausschließt).

- Der Pragmatismus: Die Wahl, welche Sätze revidiert werden, ist nicht logisch notwendig, sondern pragmatisch motiviert. Man wählt die Revision, die die geringste Störung des Gesamtsystems verursacht und die Kohärenz am besten erhält.

Der Holismus hat drei immense Konsequenzen für die philosophische Begründung:

1. Verlust des Fundamentismus: Es gibt keine fundamentalen, unerschütterlichen Sätze (analytische oder synthetische) mehr, auf denen das gesamte Wissen unwiderruflich aufgebaut ist. Alles ist revisionsfähig. Das A-priori ist verschwunden.
2. Die Einheit der Wissenschaft: Die Unterscheidung zwischen Philosophie (Logik, Metaphysik) und empirischer Wissenschaft wird kontinuierlich. Die Philosophie wird selbst zu einem Teil des holistischen Wissenschaftsnetzes und verliert ihren übergeordneten, normativen Status.
3. Wahrheit als Kohärenz: Die Wahrheit ist nicht mehr die Korrespondenz eines einzelnen Satzes mit einem isolierten Faktum, sondern die Kohärenz und Funktionalität des gesamten Netzwerks des Glaubens angesichts der Erfahrung. Die Geltung ist systemrelativ.

Der Wissenschafts-Holismus zwingt damit die Philosophie, die universelle Geltung ohne absolutes Fundament zu denken. Er legt die Kontingenz der Erkenntnis frei und etabliert die systeminterne Relativität als neue epistemologische Realität, die unmittelbar zur ontologischen Relativität führt.

Die ontologische Relativität: Das Problem der Bezugsrahmen und die Unbestimmtheit der Übersetzung

Die Verwerfung der Dogmen des Empirismus – die Auflösung der Analytisch-Synthetisch-Dichotomie und die Etablierung des Holismus – führt Willard Van Orman Quine zu seinen radikalsten und weitreichendsten Thesen: der Unbestimmtheit der Übersetzung (*Indeterminacy of Translation*) und der Ontologischen Relativität (*Ontological Relativity*). Diese Konzepte erschüttern die traditionelle philosophische Annahme, dass es eine einheitliche, objektiv fassbare Realität gibt, die von unserer Sprache eindeutig abgebildet wird.

Die These der Unbestimmtheit der Übersetzung argumentiert, dass die empirischen Daten nicht ausreichen, um die Bedeutung von Wörtern oder Sätzen einer unbekannten Sprache eindeutig festzulegen. Diese These ist ein direkter Angriff auf die Vorstellung, dass jedes sprachliche Zeichen eine feste, objektiv gegebene Bedeutung (*meaning*) hat.

Quine veranschaulicht dies durch sein berühmtes Gedankenexperiment des Feldlinguisten, der eine völlig unbekannte Sprache studiert. Der Linguist beobachtet, dass ein Eingeborener "Gavagai" ruft, wenn ein Hase vorbeihuscht. Der Linguist könnte intuitiv annehmen, dass "Gavagai" "Hase" bedeutet. Quine zeigt jedoch, dass die empirischen Daten (das beobachtbare Verhalten, der vorbeihuschende Hase) nicht ausreichen, um diese Annahme eindeutig zu bestätigen. "Gavagai" könnte genauso gut bedeuten:

- „Unabgetrenntes Hasenstück“ (ein ontologisch anderes Konzept).
- „Es läuft gerade ab!“ (eine momentane verbale Äußerung).
- „Eine vorübergehende Erscheinung der Hasenheit.“

Die empirische Evidenz (das Gesamtrepertoire aller möglichen Beobachtungen) ist mit mehreren, inkompatiblen Übersetzungshypothesen vereinbar. Es ist unmöglich, zwischen diesen Hypothesen zu wählen, da es keine festen, äußeren Bedeutungsfakte gibt, auf die man sich berufen könnte.

Die Unbestimmtheit der Übersetzung ist eine Folge der Underdeterminiertheit der Theorie durch die Empirie (Holismus). Die Theorie (die Übersetzungshypothese) ist nicht kausal durch die empirischen Fakten erzwungen. Das Netzwerk des Glaubens ist immer offen für alternativ-holistische Beschreibungen der Wirklichkeit, die zwar logisch inkompatibel sind, aber alle gleich gut mit der gesamten empirischen Erfahrung vereinbar sind. Die Wahl zwischen ihnen ist pragmatisch, aber nicht objektiv wahr.

Die Unbestimmtheit der Übersetzung führt zur Ontologischen Relativität. Wenn die Bedeutung der Wörter nicht eindeutig festlegbar ist, kann auch die Ontologie – die Frage, was existiert und wie wir die Welt in Dinge zerlegen – nicht objektiv fixiert werden. Die Ontologische Relativität besagt, dass die Frage, was existiert, nur relativ zum gewählten Bezugsrahmen oder dem Sprachsystem beantwortet werden kann. Quine fasst seine Position zusammen: „To be is to be the value of a variable.“ (Existieren heißt, der Wert einer Variablen zu sein.) Was wir als existent ansehen (Hasen, Elektronen, abstrakte Ideen), hängt davon ab, welches formales oder sprachliches System wir wählen, um unsere Variablen zu füllen und unsere Theorien zu konstruieren. Es gibt keinen absoluten Standpunkt außerhalb aller Bezugsrahmen, von dem aus wir objektiv entscheiden könnten, welche Entitäten wirklich existieren. Die Welt zerfällt nicht von sich aus in Objekte; die Zerlegung in Hasen, Köpfe oder Hasenstücke ist eine Leistung unseres Schemas. Die ontologische Frage verschiebt sich damit von der metaphysischen Frage („Was ist das Sein an sich?“) zur pragmatischen Frage („Welches sprachliche System ist für unsere Zwecke am nützlichsten?“).

Die Thesen der Unbestimmtheit und der Relativität haben immense Auswirkungen auf das Projekt des Universalismus und die Kommunikative Vernunft: Die Vorstellung, dass die Sprache die Welt eindeutig abbildet (Korrespondenztheorie), ist gescheitert. Es gibt keine einzige, feststehende Realität, gegen die man die Wahrheit objektiv messen könnte. Die Geltung von Aussagen und Ontologien (was als wahr gilt) ist damit systemrelativ. Zwei Menschen, die unterschiedliche theoretische und sprachliche Netzwerke wählen, mögen inkompatible Weltbilder haben, die dennoch beide empirisch adäquat sind. Die Wahrheit ist systemintern gebunden. Die intersubjektive Verständigung (die Grundlage von Habermas' Theorie) ist von dieser Unbestimmtheit bedroht. Wenn die Bedeutung nicht einmal in der einfachsten Übersetzung eindeutig festgelegt werden kann, wie kann dann ein universeller, herrschaftsfreier Diskurs die Geltungsansprüche eindeutig einlösen?

Quines Kritik an den Dogmen des Empirismus führt damit die analytische Philosophie zum epistemologischen Relativismus und zur Kontingenz der Erkenntnis. Die Objektivität wird zur systemimmanenten Kohärenz. Diese radikale Relativierung der Weltbeschreibung wird durch Nelson Goodman zur aktiven Konstruktion der Welt weitergeführt.

4.1.2 Nelson Goodman – Wissen als Konstruktion und die Pluralität der Welten

Nachdem Willard Van Orman Quine (Abschnitt 4.1.1) die epistemologische Sicherheit durch die Auflösung der Analytisch-Synthetisch-Dichotomie und die Etablierung der ontologischen Relativität zutiefst erschüttert hatte, vollzieht Nelson Goodman (1906–1998) den konstruktivistischen Radikalschlag innerhalb der analytischen Philosophie. Goodmans Hauptwerk *Ways of Worldmaking* (*Weisen der Welterzeugung*, 1978) zieht die konsequente Schlussfolgerung aus dem Scheitern des naiven Realismus: Wenn die Ontologie relativ zu unserem Bezugsrahmen ist, dann bildet die Sprache die Welt nicht ab, sondern erzeugt sie. Goodmans Philosophie ist die kompromisslose Ablehnung der Vorstellung, dass es eine singuläre, feste, externe Welt gibt, die als objektiver Maßstab (*tertium comparationis*) für die Wahrheit dienen könnte. Seine Kritik richtet sich frontal gegen die Korrespondenztheorie der Wahrheit – das metaphysische Dogma, das die gesamte Erkenntnistheorie seit der Antike dominiert hatte.

Goodman argumentiert, dass der Mensch nicht auf eine gegebene, fertige Realität trifft, sondern auf eine chaotische, unstrukturierte Ur-Materie von Wahrnehmungen. Unsere Wissenssysteme – Sprache, Kunst, Wissenschaft – sind die symbolischen Werkzeuge, die diese Ur-Materie aktiv zerlegen, ordnen, gewichten und komponieren. Das heißt: Wissen ist Welterzeugung (*Worldmaking*). Diese konstruktivistische Wende führt zur Pluralität der Welten. Da es unendlich viele gültige und kohärente Arten gibt, die Welt zu erzeugen (z.B. die Welt der Physik, die Welt der phänomenologischen Erfahrung, die Welt der Gemälde), existiert keine singuläre, objektive Wirklichkeit. Es gibt nur eine Vielzahl von inkonsistenten, aber gleichermaßen wahren Weltversionen.

Goodmans Philosophie stellt die Kommunikative Vernunft vor eine noch größere Herausforderung als Quine. Quine sprach noch von der Unbestimmtheit der Übersetzung *innerhalb* eines Rahmens; Goodman löst den Rahmen selbst in eine Pluralität auf. Die Wahrheit wird hier endgültig zu einer systeminternen Kohärenz und einer pragmatischen Angemessenheit für die Zwecke der jeweiligen Weltversion. Wenn es infolgedessen keine gemeinsame, objektive Realität gibt, auf die sich die Kommunikation beziehen könnte, entfällt der universelle Maßstab für den Wahrheitsanspruch. Der Konsens kann dann nur noch lokal innerhalb einer Weltversion gelten, und es fehlt die Meta-Sprache zur rationalen Bewertung konkurrierender, aber gleichermaßen kohärenter Welten.

Die Ablehnung der Korrespondenztheorie und des naiven Realismus

Nelson Goodmans Philosophie der Welterzeugung (*Worldmaking*) beginnt mit einer grundlegenden und unnachgiebigen Kritik an der am weitesten verbreiteten metaphysischen Annahme der abendländischen Philosophie: dem naiven Realismus und seiner epistemologischen Entsprechung, der Korrespondenztheorie der Wahrheit. Die Ablehnung dieser Dogmen ist für Goodman der notwendige methodische Freiraum, um die Pluralität der Welten und den Konstruktivismus zu etablieren.

Der naive Realismus ist die intuitive, alltagsweltliche Überzeugung, dass es eine einzige, fixe, externe Welt gibt, die unabhängig von unserem Denken, unserer Sprache und unseren Wahrnehmungen existiert. Diese Welt sei eindeutig strukturiert und besitze objektive Eigenschaften (z. B. der Tisch *ist* braun, die Erde *ist* rund), die der menschlichen Erkenntnis fertig gegeben sind. Die Korrespondenztheorie der Wahrheit ist die logische Folge dieses Realismus: Ein Satz (oder eine Aussage) ist wahr genau dann, wenn er mit einem

unabhängigen, objektiven Faktum oder einer Tatsache in der einen, externen Welt übereinstimmt (*korrespondiert*). Die Wahrheit wird hier als eine Abbildungsrelation zwischen der Sprache und der Realität verstanden. Die externe Realität fungiert als *tertium comparationis* – der objektive Maßstab, der unabhängig vom Subjekt und der Sprache existiert und die Geltung eines Satzes garantiert.

Goodman argumentiert, dass die Korrespondenztheorie philosophisch unhaltbar ist, da sie dem Dilemma des Vergleichs unterliegt:

Um festzustellen, ob ein Satz (S) mit einem Faktum (F) korrespondiert, müsste der Mensch beide Elemente unabhängig voneinander erfassen und vergleichen können.

1. Erfassung des Satzes (S): Das ist möglich, da der Satz ein sprachliches Konstrukt ist.
2. Erfassung des Faktums (F) selbst: Dies ist unmöglich. Das Faktum *F* (die externe Realität, die Welt an sich) kann nicht direkt, rein und unvermittelt erfahren werden, da es uns immer nur durch ein sprachliches oder symbolisches System (Wahrnehmung, Kategorisierung, Beschreibung) zugänglich ist.

Wir haben keinen Zugang zur Welt an sich, sondern immer nur zu Weltversionen – der Welt, wie sie durch unsere Sprache, unsere Sinne und unsere wissenschaftlichen Theorien strukturiert wird. Der *tertium comparationis* (der objektive Maßstab) ist nie erreichbar. Wenn wir also prüfen, ob der Satz „Die Erde dreht sich um die Sonne“ wahr ist, prüfen wir in Wirklichkeit nur, ob dieser Satz kohärent ist mit dem gesamten, sprachlich vermittelten System der Physik und Astronomie – wir vergleichen nicht den Satz mit einer unbekleideten Realität.

Goodman schlussfolgert, dass die Korrespondenztheorie und der naive Realismus metaphysische Überbleibsel sind, die die tatsächliche Rolle der Erkenntnis und der Sprache verkennen. Die Sprache ist kein passiver Spiegel der Natur (wie Rorty später formulierte), sondern ein aktives Werkzeug. Sie bildet die Welt nicht ab, sondern schreibt sie. Die Realität ist damit nicht von sich aus in Objekte und Kategorien zerlegt. Die Zerlegung ist eine Leistung unseres Geistes und unserer symbolischen Systeme. Quines ontologische Relativität wird hier zur aktiven Welterzeugung. Die Wahrheit kann daher nicht in der Korrespondenz gesucht werden, sondern muss in der Kohärenz und der pragmatischen Angemessenheit innerhalb eines erzeugten Systems liegen. Dies schafft die Grundlage für Goodmans konstruktivistische Hauptthese: Es gibt keine Welt, es gibt nur Weltversionen.

Die Ablehnung der einen, unabhängigen Welt und der Korrespondenztheorie ist der methodische Sprung zu Goodmans Konstruktivismus. Er muss nun zeigen, wie Wissen ohne eine externe Referenz Geltung beanspruchen kann und wie aus der Rohheit der Wahrnehmung vielfältige, kohärente Weltversionen entstehen. Goodman befreit die Philosophie von der metaphysischen Last der einen Realität, indem er die Objektivität zugunsten der konstruktiven Pluralität aufgibt. Dies ist der entscheidende Angriff auf den Universalismus, der die kommunikative Vernunft zwingt, universelle Geltung ohne objektive Fakten zu begründen.

Ways of Worldmaking (*Welterzeugung*): Wissen und Sprache schaffen Welten

Nach der Ablehnung der Korrespondenztheorie und des naiven Realismus steht Nelson Goodman vor der Aufgabe zu erklären, wie Wissen zustande kommt, wenn es keine feste, externe Welt mehr abzubilden gilt. Seine Antwort ist der radikale Konstruktivismus, der in

seinem Werk *Ways of Worldmaking* (1978) dargelegt wird: Wissen ist keine passive Repräsentation, sondern aktive Welterzeugung (*Worldmaking*).

Goodman geht davon aus, dass die Welt an sich – die Ur-Materie der Erfahrung, bevor sie durch ein Schema gefiltert wird – formlos, unstrukturiert und chaotisch ist. Die menschliche Erkenntnis trifft nicht auf fertige Objekte und Kategorien, sondern muss diese erst konstruieren. Die Weltversionen entstehen durch die Anwendung symbolischer Systeme (Sprache, Wissenschaft, Kunst) auf diese ungeordnete Rohheit. Die Welterzeugung ist der Prozess, durch den wir diese symbolischen Systeme anwenden, um die Welt zu strukturieren und zu formen. Das zentrale Argument ist: Wir machen Welten, indem wir Relationen setzen, Kategorien bilden und Gewichtungen vornehmen.

Goodman identifiziert mehrere grundlegende **Operationen**, durch die diese Konstruktion vollzogen wird. Diese Operationen sind **pragmatisch** und **kontingent**; sie stellen keine notwendigen Gesetze dar, sondern **Weisen**, in denen wir Realität schaffen:

Zerlegung und Komposition: Dies ist der grundlegendste Prozess, bei dem wir entscheiden, welche Entitäten wir als existierend anerkennen. Wir zerlegen eine kontinuierliche Erfahrung in diskrete Einheiten oder Objekte. Die Entscheidung, eine Menge von Atomen als „Tisch“, eine andere als „Stuhl“ zu bezeichnen, ist eine Zerlegung, die von unserem Begriffsschema abhängt (Quines ontologische Relativität wird hier zur aktiven Leistung). Ein Wissenschaftler zerlegt beispielsweise einen physikalischen Prozess in Wellen und Teilchen; die Alltagssprache zerlegt ihn in Licht. Umgekehrt komponieren wir diese Einheiten wiederum zu größeren Entitäten. Die Einheit „Sonnensystem“ ist eine Komposition aus Sternen, Planeten und Monden.

Gewichtung: Wir gewichten bestimmte Eigenschaften oder Entitäten als relevanter oder fundamentaler als andere. Eine Weltversion priorisiert bestimmte Aspekte. Ein Maler mag die Farbe und die Textur eines Objekts gewichten; ein Physiker gewichtet die Masse und die Geschwindigkeit. In der Physik wird die Eigenschaft Masse z.B. als fundamental gewichtet, während im Alltag die Eigenschaft Farbe für die Identifizierung wichtiger ist. Diese unterschiedlichen Gewichtungen führen zu unterschiedlichen, aber gleichermaßen gültigen Weltversionen.

Ordnung: Wir ordnen die Ereignisse und Objekte in bestimmten Beziehungen an, insbesondere in räumlichen und zeitlichen Reihenfolgen. Die Kausalität selbst ist z.B. eine Form der Ordnung, bei der wir Ereignisse in die Relation von Ursache und Wirkung setzen. Diese Ordnung ist keine notwendige Tatsache der Welt an sich, sondern eine Konvention unseres symbolischen Schemas. Wir ordnen die Zeit linear; einige Mythen ordnen die Zeit zirkulär. Beide sind kohärente Weltversionen.

Einführung von Arten: Dies ist die wichtigste Operation, bei der wir Kategorien schaffen, die es uns erlauben, von der Vergangenheit auf die Zukunft zu schließen (das Induktionsproblem). Wir müssen entscheiden, welche Eigenschaften (Predikate) projektierbar (im Sinne einer Voraussage) sind. Ein Prädikat wie „grün“ ist eine *eingeführte Art*. Das Prädikat „grün bis zum Jahr X, dann blau“ ist es nicht. Die Wahl, welche Prädikate wir akzeptieren, ist nicht logisch oder empirisch begründet, sondern pragmatisch und historisch gefestigt. Wir wählen die etablierten Arten, die sich in der Vergangenheit bewährt haben und die Basis unserer

kohärenten Vorhersagen bilden.

Die Summe dieser Welterzeugungs-Operationen führt zur radikalen Konsequenz: Es existiert keine singuläre, objektive Welt, sondern eine Pluralität von Weltversionen (*World Versions*). Die Welt der Physik (bestehend aus Feldern und Quarks) ist nicht "wahrer" als die phänomenologische Welt des Alltags (bestehend aus Tischen und Stühlen) oder die Welt der Kunst (bestehend aus Texturen und Farben). Sie sind alle gleichrangige, kohärente, symbolische Konstruktionen. Die Wahrheit wird zu einer Eigenschaft innerhalb einer bestimmten Weltversion: Ein Satz ist wahr, wenn er kohärent mit den Konstruktionsregeln dieser Version ist und wenn die Version für bestimmte pragmatische Zwecke (Angemessenheit) funktioniert. Goodman betont, dass diese Weltversionen inkonsistent sein können (z.B. widerspricht die Wellentheorie der Materie der Teilchentheorie auf der Ebene der Ontologie), aber jede muss intern kohärent sein, um als Wahrheit zu gelten. Goodmans Welterzeugung ist damit der radikalste Ausdruck des Relativismus im Linguistischen Turnus. Die Vernunft wird nicht mehr als Finder der einen Wahrheit, sondern als Erschaffer von vielen, brauchbaren Wahrheiten verstanden. Die Kommunikative Vernunft (Kapitel 6) muss somit nicht nur die Kontingenz der Erkenntnis (Quine) anerkennen, sondern auch die Pluralität der Realitäten (Goodman).

Die kontingente Setzung der „richtigen“ Weltbeschreibung: Die Pluralität der gleichrangigen, wenn auch inkonsistenten, Weltversionen

Nachdem Nelson Goodman die Korrespondenztheorie als unhaltbar ablehnte und die Welterzeugung (*Worldmaking*) als den aktiven Prozess der Wissensschöpfung etablierte, gelangt er zur radikalen Konsequenz seines Konstruktivismus: der Pluralität der Welten und der Kontingenz der Wahl der "richtigen" Weltbeschreibung. Dieses Ergebnis stellt die letzte Bastion des Universalismus auf der ontologischen Ebene in Frage.

Goodman argumentiert, dass die verschiedenen Weisen der Welterzeugung (Zerlegung, Komposition, Gewichtung und Ordnung) unweigerlich zu einer Vielzahl von Weltversionen (*World Versions*) führen. Diese Weltversionen sind die unterschiedlichen, in sich kohärenten und symbolisch strukturierten Realitäten, in denen Menschen leben, handeln und Wissen generieren. Die Welt der Physik (bestehend aus Feldern, Wellen, Wahrscheinlichkeiten), die Welt der Malerei (bestehend aus Farben, Texturen, Licht), die Welt der Alltagssprache (bestehend aus Tischen, Stühlen, Bäumen) und die Welt der Mythe (bestehend aus göttlichen Kräften und Symbolen) sind in diesem Sinne Weltversionen. Diese Versionen sind oft inkonsistent zueinander (z. B. widerspricht die Ontologie der Quantenphysik der Ontologie der Alltagswelt), doch jede ist in sich logisch kohärent und funktional. Sie sind gleichermaßen Produkte der Welterzeugung. Goodman beharrt auf der Gleichrangigkeit dieser Weltversionen. Die Welt der Wissenschaft ist nicht "wahrer" oder objektiver als die Welt der Kunst; sie ist lediglich für andere pragmatische Zwecke geeigneter. Die Annahme, dass es die eine, objektive Welt gibt, die als Schiedsrichter zwischen diesen Versionen fungieren könnte, ist für Goodman eine metaphysische Illusion. Es gibt keine ungemachte Welt (*unmade world*).

Da es keine universelle, neutrale Basis für die Bewertung gibt, wird die Wahl, welche Weltversion in einem bestimmten Kontext als "richtig" oder "wahr" gilt, zu einer kontingenten Setzung. Die Kriterien für die Akzeptanz einer Weltbeschreibung sind pragmatischer und

ästhetischer Natur:

- Kohärenz: Die Version muss logisch widerspruchsfrei und intern konsistent sein.
- Angemessenheit: Sie muss pragmatisch brauchbar und für unsere Zwecke (z. B. Vorhersage, Orientierung, ästhetischer Ausdruck) angemessen sein.
- Tiefe und Einfachheit: Wie gut die Version komplexe Phänomene erklärt oder wie einfach sie ist (ästhetischer Aspekt).

Die Wahl ist kontingent – sie hängt von historischen Zufällen, kulturellen Präferenzen und pragmatischen Zielen ab. Es gibt keine metaphysische Notwendigkeit für die Dominanz der wissenschaftlichen Weltversion über die ästhetische.

Goodmans Pluralismus stellt die Kommunikative Vernunft (Kapitel 6) und jeden Anspruch auf Universalität vor eine unüberwindbare Herausforderung: Wenn die Wahrheit nur eine systeminterne Kohärenz ist, kann der Wahrheitsanspruch in einem Diskurs nicht mehr objektiv eingelöst werden. Die Geltung ist lokal und relativ zur jeweiligen Weltversion. Ein Konsens über die Geltung eines Satzes (z.B. über das *Sein* von Hasen, vgl. Quines "Gavagai") ist nur innerhalb des gleichen Schemas möglich, das die Zerlegung der Welt bereits vorab festgelegt hat. Die inkonsistenten Weltversionen können als inkommensurabel (*unvergleichbar*) betrachtet werden. Es fehlt die universelle Meta-Sprache oder der rationale Standard, um die Geltung einer wissenschaftlichen Weltversion gegen eine mythologische Weltversion abzuwägen. Die Wahl der fundamentalen Konstruktionsregeln einer Weltversion ist letztlich eine kontingente Setzung und damit ein Akt des Dezisionismus. Die Universalität wird durch die Pluralität des Willens (als kollektive Setzung der Weltversion) ersetzt. Goodman befreit die Philosophie von der metaphysischen Last der einen Realität, indem er die Objektivität zugunsten der konstruktiven Pluralität aufgibt. Dies leitet über zum Kontextualismus des späten Wittgenstein, der die Rationalität selbst als lokales Regelsystem innerhalb der Lebensform begreifen wird.

4.2 Der späte Wittgenstein – Sprachspiele und die Kontextualisierung der Rationalität

Der Unterabschnitt 4.2 widmet sich dem philosophischen Werk des späten Ludwig Wittgenstein (1889–1951), primär in seinen Philosophischen Untersuchungen (posthum 1953). Diese Phase markiert einen radikalen Wandel in Wittgensteins eigenem Denken und stellt den entscheidenden Schritt vom analytischen Idealismus zur kontextualistischen Pragmatik dar. Während die analytischen Philosophen Quine und Goodman (Abschnitt 4.1) die universelle Objektivität des Wissens durch Holismus und Welterzeugung dekonstruieren, liefert der späte Wittgenstein die sprachphilosophische Begründung für die lokale und kontingente Natur der Rationalität.

Der späte Wittgenstein beginnt mit einer schonungslosen Selbstkritik seines Frühwerks, des *Tractatus Logico-Philosophicus* (Abschnitt 3.3.1). Im *Tractatus* hatte er die Sprache als eine einzige, ideale, logische Struktur (die Bildtheorie) aufgefasst, die dazu diente, die Tatsachen der Welt eindeutig abzubilden. Dieses frühe Ideal war ein letzter Versuch, die universelle Logik als Fundament der Erkenntnis zu retten. Der späte Wittgenstein erkennt, dass diese Vorstellung der Sprache fehlerhaft ist. Die tatsächlich gesprochene Sprache ist nicht ein logisches Abbild, sondern ein vielfältiger Werkzeugkasten von Funktionen. Die Philosophie muss sich daher von der Suche nach der Essenz der Sprache abwenden und sich ihrer pragmatischen Verwendung zuwenden.

Die zentrale philosophische Neuerung ist die Einführung der Konzepte Sprachspiele und Lebensformen: Sprachspiele sind ganzheitliche Tätigkeiten oder Regelsysteme, die Sprechen und Handeln untrennbar miteinander verbinden. Die Bedeutung eines Wortes ist nicht mehr das Objekt, das es bezeichnet (wie im *Tractatus*), sondern sein Gebrauch nach den lokalen Regeln des Spiels. Diese Regeln sind kontingent und nicht metaphysisch begründet. Die Sprachspiele wiederum sind in Lebensformen eingebettet, die die gemeinsame, nicht-diskursive Praxis und die grundlegenden Gewissheiten einer Gemeinschaft umfassen. Die Lebensform ist das Letzte, das hinzunehmen ist – das Fundament, das nicht weiter begründet werden kann.

Diese pragmatische und kontextualistische Sichtweise führt zur radikalen Relativierung der Rationalität selbst. Wenn die Geltung von Regeln und die Gewissheit von Überzeugungen relativ zur jeweiligen Lebensform sind, dann gibt es keinen universellen, übergeordneten Standard (*Meta-Sprache*), um die Rationalität verschiedener Sprachspiele zu beurteilen. Was in einer Lebensform als unbezweifelbare Gewissheit gilt, kann in einer anderen irrational erscheinen. Die Rationalität ist somit lokal, pluralistisch und kontingent in die gelebte Praxis eingebettet. Der späte Wittgenstein stellt damit die kommunikative Vernunft vor die ultimative Herausforderung: Wie kann man universelle Normen begründen, wenn die Rationalität selbst nur ein lokales Regelsystem ist, das nicht über sich selbst hinausweisen kann? Die Prozedur des Diskurses (Habermas) muss beweisen, dass sie mehr ist als nur ein weiteres Sprachspiel.

4.2.1 Die Abkehr vom *Tractatus* und das neue Sprachbild

Die Philosophie des späten Ludwig Wittgenstein (verkörpert vor allem in den *Philosophischen Untersuchungen*, posthum 1953) stellt eine der radikalsten Selbstkorrekturen der modernen Geistesgeschichte dar. Diese Phase beginnt mit der schonungslosen Kritik am eigenen Frühwerk, dem *Tractatus Logico-Philosophicus* (Abschnitt 3.3.1), und leitet eine tiefgreifende Umorientierung von der logischen Essenz hin zur pragmatischen Verwendung der Sprache ein. Diese Abkehr ist der entscheidende Schritt zur Etablierung des Kontextualismus und der Relativierung der Rationalität im Linguistischen Turnus.

Im Frühwerk war die Sprache als eine einzige, ideale, logische Struktur (die Bildtheorie) aufgefasst worden, deren primäre und essentielle Funktion die Abbildung der Tatsachen in der Welt war. Die Wahrheit lag in der Korrespondenz der logischen Form des Satzes mit der logischen Form der Realität. Wittgenstein erkannte, dass diese Sichtweise zwei fundamentale Fehler enthielt:

1. Die Tyrannei der Logik: Die logische Analyse zwang die gesamte Sprache in ein einheitliches, starres Korsett der deskriptiven Funktion. Sie übersah, dass Sprache im Alltag weitaus vielfältigere Dinge tut als nur Tatsachen beschreiben (z.B. Befehlen, Fragen, Versprechen, Fluchen).
2. Der Mythos der idealen Sprache: Der *Tractatus* postulierte die Existenz einer idealen, reinen Sprache, deren Struktur die letzte Essenz der Welt enthüllen sollte. Der späte Wittgenstein erkannte, dass diese Suche nach der Essenz ein metaphysisches Vorurteil war – die Idee, dass es eine einheitliche, notwendige Form der Sprache geben müsse, war eine philosophische Krankheit.

Wittgenstein ersetzt die Abbildungsrelation (*Sprache als Bild*) durch ein dynamisches, pragmatisches Verständnis (*Sprache als Werkzeug*).

- Funktion vor Essenz: Die philosophische Untersuchung muss sich von der Frage „Was ist Sprache?“ zur Frage „Wie verwenden wir Sprache?“ verlagern.
- Sprache als vielfältiges Werkzeug: Die Sprache ist kein einheitliches Instrument, sondern ein vielfältiger Werkzeugkasten. Wörter sind wie verschiedene Werkzeuge (Hammer, Säge, Klebstoff), die jeweils unterschiedliche Funktionen erfüllen. Die Bedeutung eines Wortes ist nicht sein Objekt oder seine logische Essenz, sondern die Rolle, die es in einem bestimmten Kontext spielt.

Dieser Paradigmenwechsel leitet unmittelbar die Konzepte der Sprachspiele und Lebensformen ein (Abschnitt 4.2.2). Die Geltung von Aussagen und die Rationalität selbst werden nun nicht mehr in einer universellen Logik, sondern in der lokalen, kontingenten Praxis der menschlichen Interaktion verortet. Der späte Wittgenstein liefert damit die sprachphilosophische Fundierung für den Kontextualismus, der jeden Anspruch auf universelle, transzendente Vernunft verneint.

Kritik an der Bildtheorie und der Idee der einen idealen Sprache

Der späte Ludwig Wittgenstein, dessen Werk in den *Philosophischen Untersuchungen* (PU) gipfelte, beginnt seine philosophische Neuorientierung mit einer fundamentalen und selbstkritischen Abrechnung mit den Dogmen seines eigenen Frühwerks, dem *Tractatus Logico-Philosophicus* (TLP). Diese Kritik an der Bildtheorie der Sprache und der Idee der einen idealen Sprache ist der existenzielle und methodische Sprung, der den Weg zum Kontextualismus und den Konzepten der Sprachspiele und Lebensformen ebnet.

Im *Tractatus* wurde die Sprache als eine einzige, ideale, logische Struktur gedacht, deren primäre Funktion die Abbildung der Tatsachen in der Welt war. Wittgenstein erkannte nun, dass diese logische Idealisierung die komplexe Realität der tatsächlich verwendeten Alltagssprache (*Umgangssprache*) grob verfehlte: Die Bildtheorie verengte die unendliche Vielfalt der sprachlichen Funktionen auf eine einzige: die deskriptive Funktion (das Beschreiben von Tatsachen). Der späte Wittgenstein bemerkte, dass Sätze in der Praxis weitaus mehr tun, als nur etwas darzustellen. Wir fragen, befahlen, bitten, fluchen, versprechen, grüßen, erzählen Witze oder geben Anweisungen. Jede dieser Tätigkeiten ist eine legitime sprachliche Verwendung, die nicht auf eine reine Abbildungsrelation reduziert werden kann. Der TLP suchte nach einer universellen, logischen Essenz der Sprache, die jedem Satz zugrunde liegen sollte. Der späte Wittgenstein erkannte dies als metaphysisches Vorurteil. Er verglich die Sprache mit einem Werkzeugkasten: Die Werkzeuge (Wörter) sehen zwar auf den ersten Blick ähnlich aus, aber sie erfüllen völlig unterschiedliche Funktionen (Hämmern, Sägen, Leimen). Es gibt kein einziges, universelles Wesen, das allen Werkzeugen gemein ist; es gibt nur die Vielfalt der Verwendungen. Der Versuch, jeden komplexen Satz in Elementarsätze zu zerlegen, die die unmittelbaren Tatsachen abbilden, scheiterte, da diese elementaren Tatsachen in der alltäglichen Erfahrung nicht auffindbar waren. Die Bildtheorie warf somit mehr Fragen auf, als sie löste.

Die Bildtheorie implizierte die Notwendigkeit einer idealen, logisch reinen Sprache, die die Grenzen der Welt exakt nachzeichnete. Die Kritik an diesem Ideal führt zur pragmatischen Wende: Wittgenstein betont nun die Vielfalt und die Unregelmäßigkeit der natürlichen Sprache. Anstatt die natürliche Sprache zu verwerfen oder zu reformieren, muss die Philosophie die Sprache so untersuchen, wie sie tatsächlich verwendet wird. Die traditionelle Philosophie wurde

vom späten Wittgenstein als „Krankheit“ oder „Verwirrung“ des Verstandes gesehen, die durch das Missverständnis der Logik unserer Sprache entsteht. Die Aufgabe der Philosophie ist es nun, therapeutisch zu wirken: Sie soll die Verwirrung beseitigen, indem sie die tatsächlichen Spielregeln der Sprache klärt und dem Subjekt hilft, aus der metaphysischen Falle der Suche nach der Essenz auszubrechen.

Die Abkehr vom TLP bedeutet die Verlagerung des philosophischen Fundaments von der statischen Logik zur dynamischen Pragmatik der Verwendung:

- Die philosophische Untersuchung wendet sich von der Frage „Welche logische Form hat dieser Satz?“ ab und der Frage „Wie wird dieser Satz in der Praxis verwendet?“ zu.
- Die Bedeutung eines Wortes ist nicht mehr das Objekt, auf das es verweist (die Referenztheorie), sondern der Gebrauch in der menschlichen Tätigkeit.

Diese pragmatische Wende ist der methodische Aufbruch zu den Sprachspielen, die die Rationalität endgültig in den Kontext der menschlichen Praxis und der kontingenten Lebensformen einbetten. Die Universalität der Logik wird ersetzt durch die Lokalität und Pluralität der Verwendungsregeln.

Verlagerung von der logischen Form zur pragmatischen Verwendung der Sprache

Die radikale Kritik an der Bildtheorie und der Idee der einen idealen Sprache zwang den späten Ludwig Wittgenstein zu einer fundamental methodischen Umkehr. Er vollzog die Verlagerung des philosophischen Interesses von der logischen Form (*statische Struktur*) zur pragmatischen Verwendung (*dynamischer Gebrauch*) der Sprache. Diese Verschiebung ist der Schlüssel zum Verständnis der Sprachspiele und der Kontextualisierung der Rationalität.

Im *Tractatus Logico-Philosophicus* (TLP) dominierte die repräsentationale Sichtweise: Sprache wurde als logisches Abbild (*Repräsentation*) der Tatsachen betrachtet. Die Bedeutung eines Wortes war an das Objekt gebunden, auf das es verwies (*Referenztheorie*). Diese Auffassung suchte die Essenz der Sprache – eine universelle, tiefe Struktur –, die verborgen unter der Oberfläche der Alltagssprache lag. Der späte Wittgenstein erkennt diese Suche als philosophische Verwirrung. Er konstatiert, dass die Bedeutung keine metaphysische Entität ist, die einem Wort wie ein Etikett anhaftet. Stattdessen muss die Philosophie das Wesen der Sprache in ihrer tatsächlichen Funktion im menschlichen Leben suchen.

Wittgenstein ersetzte die Frage „Was bedeutet dieses Wort?“ durch die Frage „Wie wird dieses Wort verwendet?“ Die pragmatische Verwendung (*Gebrauch*) wird zur primären Kategorie der Bedeutung. Die Bedeutung eines Ausdrucks ist keine statische Entität, sondern eine Fähigkeit zur Anwendung und Tätigkeit. Wer die Bedeutung eines Wortes kennt, weiß, wie man es in den verschiedensten Situationen gebraucht. Der Sinn eines Wortes hängt nicht von einer universellen Definition ab, sondern von dem Kontext und den Regeln der jeweiligen Situation, in der es angewendet wird. Ein Wort tut in verschiedenen Kontexten unterschiedliche Dinge.

Die Verlagerung zur Verwendung führt zum berühmten Bild der Sprache als Werkzeugkasten. Die Wörter in der Sprache sind wie die Werkzeuge in einem Kasten. Ein Hammer (z.B. der Akt des Befehls) hat eine völlig andere Funktion als ein Lineal (der Akt des Messens oder Beschreibens). Wie es kein einziges, gemeinsames Wesen aller Werkzeuge gibt (sie haben alle

Griffe, aber dienen verschiedenen Zwecken), gibt es auch keine einzige, logische Essenz der Sprache. Die Sprachverwirrung entsteht, wenn wir die Funktion des Befehlens mit der Funktion des Beschreibens verwechseln.

Diese pragmatische Wende hat weitreichende Konsequenzen für die philosophische Begründung: Die universelle, a priori gesicherte logische Form des TLP ist verschwunden. Die Geltung von sprachlichen Regeln ist nicht mehr metaphysisch oder logisch notwendig, sondern pragmatisch und kontingent. Die Philosophie muss ihren Fokus von der theoretischen Spekulation über die Essenz zur praktischen Untersuchung der Sprachpraxis verlagern. Die Bedeutung liegt in der gelebten Tätigkeit der Menschen. Diese Verlagerung zur pragmatischen Verwendung ist der methodische Schlüssel zu den Sprachspielen und Lebensformen, die die Rationalität endgültig in den lokalen Kontext und die intersubjektive Praxis einbetten.

4.2.2 Sprachspiele und Lebensformen – Die lokale Grammatik der Praxis

Die Konzepte der Sprachspiele und Lebensformen bilden das methodische Herzstück der Philosophie des späten Ludwig Wittgenstein. Sie sind die direkte Konsequenz seiner pragmatischen Wende (Abschnitt 4.2.1) – der Abkehr von der Suche nach der universellen, logischen Essenz der Sprache hin zur vielfältigen, kontextuellen Verwendung im Alltag. Wittgenstein führt diese Begriffe ein, um die Untrennbarkeit von Sprechen und Handeln zu betonen. Ein Sprachspiel ist demnach kein rein verbales System, sondern eine ganzheitliche, geregelte Tätigkeit einer Gemeinschaft. Die Begriffe dienen dazu, die lokale Geltung von Regeln und die Kontingenz der Rationalität zu verankern.

Die Struktur dieses Abschnitts wird durch die fundamentale Dualität dieser beiden Konzepte bestimmt:

1. Das Sprachspiel (Die Grammatik der Tätigkeit): Das Sprachspiel repräsentiert die Regeln der lokalen Verwendung. Die Bedeutung eines Wortes ist nicht das Objekt, das es bezeichnet, sondern seine Funktion oder sein Gebrauch innerhalb der geregelten Praxis. Die Regeln selbst sind willkürlich und kontingent; sie sind nicht durch eine höhere Logik, sondern durch gemeinsame Übereinkunft und Gewohnheit gesetzt.
2. Die Lebensform (Das Fundament der Praxis): Die Lebensform ist das größere, nicht-diskursive Gerüst, in das die Sprachspiele eingebettet sind. Sie umfasst die gemeinsame Form des menschlichen Lebens, die grundlegenden Reaktionen, die natürlichen Gewissheiten und die historisch gewachsenen Praktiken einer Gemeinschaft.

Die Lebensform ist der unhintergehbare Rahmen, der die Sprachspiele erst verständlich macht. Sie bildet das Letzte, was nicht mehr begründet werden kann, sondern nur hingenommen werden muss – sie ist das Ende der Begründungskette.

Die Verortung der Geltung in den Sprachspielen und Lebensformen hat tiefgreifende Konsequenzen für den philosophischen Universalismus:

- Lokalität der Regeln: Die Rationalität (d.h., was als korrekt, begründet oder gewiss gilt) ist lokal und relativ zu den Regeln der jeweiligen Lebensform. Ein Satz, der im Sprachspiel der Religion gültig ist, kann im Sprachspiel der Physik sinnlos erscheinen, ohne dass ein objektiver Standard zur universellen Schlichtung zur Verfügung stünde.
- Fundament der Praxis: Die Gewissheit ruht nicht auf metaphysischen oder logischen

Notwendigkeiten, sondern auf unreflektierten, unhinterfragbaren Praktiken und Reaktionen (z.B. die Gewissheit, dass die Welt nicht gestern erst erschaffen wurde). Wittgenstein liefert damit die sprachphilosophische Begründung für den Relativismus und Kontextualismus. Die kommunikative Vernunft (Kapitel 6) muss diesen radikalen Pragmatismus überwinden, indem sie zeigt, dass die formalen Bedingungen der Verständigung universeller sind als die lokalen Regeln der Sprachspiele.

Die Bedeutung als Gebrauch: Die Bedeutung eines Wortes liegt in seiner Verwendung innerhalb eines Sprachspiels

Nachdem Wittgenstein die repräsentationale Sichtweise des *Tractatus* verworfen hatte – die Annahme, die Bedeutung sei an ein Objekt oder eine Essenz gebunden – musste er ein neues, pragmatisches Fundament für die Semantik schaffen. Seine Antwort ist, dass die Bedeutung eines Ausdrucks in seinem Gebrauch innerhalb eines Sprachspiels liegt.

Die traditionelle Philosophie der Sprache (insbesondere die des frühen Wittgenstein und des Logischen Empirismus) basierte auf der Referenztheorie der Bedeutung: Die Bedeutung eines Wortes wird durch das Ding oder das Objekt bestimmt, auf das es verweist (*referiert*). Dies führte zum vergeblichen Versuch, die logische Essenz der Sprache zu isolieren. Wittgenstein vollzieht die radikale Umkehrung, indem er fragt: „Für eine große Klasse von Fällen der Benützung des Wortes 'Bedeutung' – wenn auch nicht für alle – können wir es so erklären: die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache.“ (*PU*, § 43) Die Bedeutung ist nicht länger eine statische Entität, die einem Wort anhaftet, sondern eine Fähigkeit zur Anwendung und Tätigkeit. Wer die Bedeutung eines Wortes kennt, weiß, wie er es in den verschiedenen Kontexten und Situationen verwenden muss – d.h., er kennt die Regeln des Spiels. Die Bedeutung ist kein mentales oder privates Objekt. Sie ist öffentlich und intersubjektiv zugänglich, da sie in den gemeinsamen Regeln und Praktiken der Gemeinschaft verankert ist.

Die **Gebrauchstheorie** der Bedeutung ist untrennbar mit dem Konzept des **Sprachspiels** verbunden. Das **Sprachspiel** ist **kein rein verbales System**, sondern eine **ganzheitliche, elementare Tätigkeit** oder **Regelpraxis**, die **Sprechen und Handeln** untrennbar miteinander verbindet. Ein **Sprachspiel** kann von der **einfachsten Form** menschlicher Interaktion reichen (z.B. das Rufen von „Quader!“ durch einen Bauarbeiter, um einen Stein anzufordern) bis hin zu komplexen Tätigkeiten (z.B. das Stellen wissenschaftlicher Hypothesen, das Führen eines Gerichtsverfahrens). Die **Regeln** des Sprachspiels sind **nicht explizit** in einem Kodex niedergelegt, sondern **implizit** in der **Ausübung der Praxis** enthalten. Die Regeln werden **durch das Handeln gezeigt** und **erlernt**. Die **Sprachspiele** sind somit die **lokalen Kontexte**, die die **Bedeutung** durch **Verwendung** stiften. Die **Geltung** einer Aussage liegt in ihrer **Funktionalität** und **Angemessenheit** innerhalb dieses geregelten Spiels.

Die Bedeutung als Gebrauch hat tiefgreifende Konsequenzen für die philosophische Begründung:

1. **Lokalität der Geltung:** Die Bedeutung (und damit die Wahrheit) eines Satzes ist lokal und kontextabhängig. Ein Satz, der im Sprachspiel der Religion gültig ist („Gott erschuf die Welt in sieben Tagen“), ist sinnlos im Sprachspiel der Biologie – ohne dass ein universeller Standard zur Schlichtung dieser Inkommensurabilität zur Verfügung stünde.
2. **Kontingenz der Regeln:** Die Regeln des Sprachspiels sind nicht metaphysisch notwendig,

sondern willkürlich, kontingent und historisch gewachsen – sie sind Konventionen, die funktionieren. Die Rationalität (d.h. die Einhaltung der Regeln) ist somit lokal und kontingent in die Praxis eingebettet.

3. Abkehr vom Fundamentismus: Es gibt keine fundamentale, letzte Logik oder Essenz der Sprache. Die Sprachspiele sind vielfältig und unüberschaubar. Die philosophische Aufgabe ist es, diese Vielfalt zu beschreiben und nicht, sie auf eine Einheit zu reduzieren.

Wittgenstein liefert damit die sprachphilosophische Begründung für den Relativismus und Kontextualismus. Die Geltung von Aussagen ist an die intersubjektive Praxis (den Gebrauch) gebunden, bleibt aber lokal und kontingent im Rahmen der jeweiligen Regeln.

Sprachspiele als kontingente Regelsysteme: Die Regeln sind nicht metaphysisch begründet, sondern willkürlich und praktisch in eine Lebensform eingebettet

Das Konzept des Sprachspiels, dessen Bedeutung im Gebrauch liegt, führt Ludwig Wittgenstein zur radikalen Relativierung der Regelgeltung und der Rationalität. Die Regeln, die ein Sprachspiel konstituieren, sind keine metaphysischen Gesetze oder universellen logischen Imperative, sondern kontingente, willkürliche Übereinkünfte einer Gemeinschaft, die praktisch in eine Lebensform eingebettet sind.

Wittgenstein stellt die traditionelle Vorstellung in Frage, dass die Regeln der Sprache und der Logik notwendig und ewig sein müssen. Er argumentiert, dass die Regeln des Sprachspiels nicht metaphysisch begründet. Die Regeln z. B. des Argumentierens in der Wissenschaft, die Regeln des Grüßens in der Alltagsrede, sind keine logische Notwendigkeit, die aus einem göttlichen Geist oder einer reinen Vernunft stammen. Sie sind faktische Konventionen und historisch gewachsen. Die Grammatik eines Sprachspiels ist willkürlich, was bedeutet, dass sie nicht weiter begründet werden kann, sondern einfach gesetzt ist. Die Regeln sind nicht wahr oder falsch; sie sind Werkzeuge, die wir uns gewählt haben. Die einzige Begründung für ihre Existenz ist, dass sie in der Praxis funktionieren und die Verständigung ermöglichen. Die Regeln sind somit nicht Gesetze, die die Realität diktieren, sondern menschliche Übereinkünfte, die wir lernen und befolgen, um gemeinsame Tätigkeiten auszuführen. Der Sinn entsteht durch diese gemeinsame Befolgung der Regeln und die Gewohnheit der Praxis.

Die Kontingenz der Sprachspiel-Regeln führt zum Konzept der Lebensform (*Lebensform*). Die Lebensform ist das größere, nicht-diskursive Gerüst oder der unhintergehbare Rahmen, in den die Sprachspiele eingebettet sind.

- Die Basis der Praxis: Die Lebensform umfasst die gemeinsame Form des menschlichen Lebens – die unreflektierten, natürlichen Reaktionen (z.B. Schmerzempfinden), die grundlegenden Gewissheiten (z.B. dass die Welt existiert und nicht gestern erst geschaffen wurde) und die historisch gewachsenen Praktiken einer Gemeinschaft.
- Das Letzte ist nicht die Logik: Die Lebensform ist das Letzte (*das Letzte*) bei der Begründung. Wenn wir fragen, warum wir einer bestimmten Regel folgen, führt die Begründungskette irgendwann zur Antwort: „Ich handle eben so“ oder „Das ist unsere Lebensform“ (*PU*, § 217). Das Fundament des Sprachspiels ist somit nicht die Logik, sondern die gelebte Praxis und die gemeinsame Form des menschlichen Lebens.

Die Lebensform ist kein Satz, sondern eine Tatsache des Lebens. Sie ist nicht begründbar,

sondern muss hingenommen werden.

Die Verankerung der **Regeln** in **kontingenten Sprachspielen** und **unbegründbaren Lebensformen** hat weitreichende Konsequenzen für den philosophischen **Universalismus** und die **Kommunikative Vernunft**:

- **Relativität der Geltung:** Die **Geltung** von Aussagen und die **Rationalität** selbst sind **lokal** und **relativ** zur jeweiligen **Lebensform**. Was in der **Lebensform der Wissenschaft** als **rational begründet** gilt (z.B. die Induktion), ist in der **Lebensform der Religion** irrelevant.
- **Inkommensurabilität:** Wenn verschiedene Sprachspiele auf **unterschiedlichen, unbegründbaren Lebensformen** beruhen, kann es zur **Inkommensurabilität** (*Unvergleichbarkeit*) kommen. Es fehlt der **neutrale, universelle Standard** oder die **Meta-Sprache**, um die **Wahrheit** oder **Richtigkeit** unterschiedlicher Lebensformen **rational** zu beurteilen.
- **Die Notwendigkeit der Praxis:** Die **Wahrheit** liegt nicht in der **objektiven Repräsentation** (wie der *Tractatus* glaubte), sondern in der **gelingenden, gemeinsamen Praxis** der jeweiligen Gemeinschaft. Die **Regelbefolgung** ist ein **Kriterium der Praxis**, nicht der Theorie.

Wittgenstein liefert damit die **sprachphilosophische Basis** für den **Relativismus**. Die **Universalität** der Rationalität wird ersetzt durch die **Lokalität der Lebensformen**. Die **Kommunikative Vernunft** (Kapitel 6) muss zeigen, dass **trotz** dieser tiefen **Kontingenz** der Lebensformen, die **formalen Bedingungen** des Sprachhandelns selbst **universelle, unhintergehbare Normen** (Geltungsansprüche) voraussetzen.

4.2.3 Gewissheit, Zweifel und der Kontext der Rationalität

Die späten Reflexionen Ludwig Wittgensteins über Gewissheit (*Certainty*) und Zweifel (*Doubt*), primär in seinem Werk *Über Gewißheit* (posthum 1969) sind die epistemologische Konsequenz der Konzepte Sprachspiele und Lebensformen und führen zur radikalen Kontextualisierung der Rationalität.

Die traditionelle Philosophie, insbesondere der Descartes'sche Skeptizismus, betrachtet den Zweifel als Ausgangspunkt der Erkenntnis. Wittgenstein kehrt diese Beziehung um. Er zeigt, dass Zweifel nur innerhalb eines etablierten Sprachspiels möglich ist und ein Fundament der Gewissheit voraussetzt, um überhaupt sinnvoll zu sein. Der Zweifel ist daher nicht universell anwendbar. Er funktioniert nur, wenn die Spielregeln und der Hintergrund des Spiels als fest akzeptiert werden. Das bedeutet: Es gibt Sätze, die jenseits von wahr oder falsch liegen, weil sie die grammatische Basis unseres Handelns und Sprechens darstellen (z.B. „Ich habe einen Körper“, „Die Erde existiert seit langem“). Diese Sätze sind keine Hypothesen, sondern Regeln der Untersuchung.

Wittgenstein vergleicht unser Wissen mit einem Fluss, in dem sich einige Stellen bewegen (die Hypothesen, die wir beweisen und widerlegen), während andere starr und unbeweglich sind (die Gewissheiten). Diese starren Stellen bilden die Ufer (*Die Ufer*), die die Strömung des Flusses erst ermöglichen – sie sind das unhinterfragbare Fundament der Lebensform. Die Gewissheit ist demnach kein Wissen, das durch Beweise gewonnen wird; sie ist vielmehr eine

nicht-propositionale Haltung oder ein Handlungsgrundsatz – ein "Urteil", das sich in der Art und Weise zeigt, wie wir leben und handeln.

Die Geltung der Rationalität wird durch die Grenzen der Gewissheit definiert. Was als rational oder begründet gilt, ist lokal und relativ zur Lebensform und ihrem Fundament der Gewissheit. Es gibt keinen universellen, transzendenten Standard, der über allen Lebensformen steht. Die Begründungskette endet an der unbegründbaren Praxis der Lebensform. Man kann die grundlegenden Annahmen einer Lebensform nicht von außen mit rationalen Argumenten erschüttern, weil diese Argumente selbst auf anderen grundlegenden Annahmen beruhen.

Gewissheit und Zweifel im Rahmen der Sprachspiele: Die Rationalität ist lokal und relativ zur Lebensform

Die späten Reflexionen Ludwig Wittgensteins über Gewissheit und Zweifel, stellen die epistemologische Konsequenz der Konzepte Sprachspiele und Lebensformen dar. Diese Analyse führt zur radikalen Kontextualisierung der Rationalität und verneint die Möglichkeit eines universellen, metaphysisch fundierten Standards für Wahrheit und Begründung.

Wittgenstein kehrt die traditionelle Descartes'sche Position um, die den radikalen Zweifel als den Ausgangspunkt aller Erkenntnis sah. Er zeigt, dass Zweifel nur sinnvoll ist und nur funktionieren kann, wenn er sich auf ein unzweifelhaftes Fundament stützt. Zweifel ist immer lokal und kontextabhängig. Er gehört zu einem Sprachspiel, dessen Regeln und Hintergrund bereits als Gewissheit akzeptiert werden müssen. Wenn ich daran zweifle, ob der Tisch vor mir wirklich existiert, setze ich bereits die Geltung der Gesetze der Logik und die Zuverlässigkeit meiner Sinne im Allgemeinen als unbezweifelbare Basis voraus. Ein radikaler Zweifel an allem – der Versuch, die gesamte Lebensform in Frage zu stellen – ist logisch unsinnig, da er keinen Boden findet, von dem aus er operieren könnte. Wer alles bezweifelt, bezweifelt auch die Regeln des Zweifels selbst. Die Gewissheit ist demnach nicht das Resultat des Beweises, sondern die logische Voraussetzung (*Bedingung der Möglichkeit*) des Zweifels und des begründeten Wissens.

Die Gewissheit ist für Wittgenstein kein Wissen. Wissen impliziert, dass es Gründe gibt, die die Aussage bestätigen oder widerlegen können. Die Gewissheit hingegen liegt jenseits von wahr und falsch; sie ist der unhinterfragbare, nicht-propositionale Rahmen, der unsere Handlungen und unser Sprechen erst ermöglicht. Wittgenstein vergleicht die Gewissheit mit Flusufern und Drehachsen (OG, § 96, § 152): Es gibt Sätze, die die Achsen unseres Weltbildes bilden und die wir nicht bezweifeln können, ohne dass unser gesamtes Denken zusammenbricht (z.B. „Die Erde existiert seit langer Zeit“, „Ich habe zwei Hände“). Diese Sätze sind keine Hypothesen, sondern Regeln der Untersuchung. Die Gewissheit ist keine mentale Überzeugung, sondern eine Handlungsweise. Wir handeln in Übereinstimmung mit diesen Gewissheiten. Wenn ich die Gewissheit habe, dass der Zug pünktlich kommt, handle ich danach, indem ich zum Bahnhof gehe. Die Gewissheit ist gelebte Praxis. Die Lebensform ist das System der unbezweifelbaren Gewissheiten. Sie ist das Fundament, das nicht durch Argumente gewonnen, sondern durch das Leben angenommen wird.

Die Verankerung von Gewissheit und Zweifel in lokalen Sprachspielen und unbegründbaren Lebensformen führt zur endgültigen Kontextualisierung der Rationalität. Was als rational

begründet und gültig gilt, ist lokal und relativ zur jeweiligen Lebensform und deren unreflektiertem Gewissheitssystem. Die Rationalität ist die korrekte Anwendung der Regeln *innerhalb* eines Sprachspiels. Die Rationalität des modernen Arztes (Diagnose durch wissenschaftliche Evidenz) ist z.B. inkommensurabel mit der Rationalität des Schamanen (Diagnose durch spirituelle Chiffren). Beide sind systemintern kohärent und für ihre jeweilige Lebensform pragmatisch brauchbar. Die Begründungskette endet an der unbegründbaren Praxis der Lebensform. Man kann die grundlegenden Annahmen einer fremden Lebensform nicht rational widerlegen, da diese Widerlegung selbst auf eigenen, unbegründbaren Gewissheiten (dem eigenen Netzwerk des Glaubens) beruht.

Wittgenstein liefert damit die sprachphilosophische Basis für den Relativismus: Es fehlt die universelle Meta-Sprache oder der objektive Standard, um die Rationalität verschiedener, inkommensurabler Lebensformen von außen zu beurteilen. Die Geltung ist lokal und kontingent in die gelebte Praxis eingebettet. Diese Erkenntnis stellt die Kommunikative Vernunft (Kapitel 6) vor die zentrale Herausforderung: Wenn die Rationalität selbst nur eine lokale Tradition ist, wie kann Habermas dann universelle Normen begründen? Die Antwort muss in der Rekonstruktion jener formalen Bedingungen liegen, die allen Sprachspielen notwendig zugrunde liegen müssen, um überhaupt funktionieren zu können – der universellen Logik der Verständigung jenseits der lokalen Grammatik der Lebensform.

Implikation: Das Fehlen einer universellen Meta-Sprache zur Bewertung unterschiedlicher Rationalitätsformen

Die radikale Kontextualisierung der Rationalität durch die Konzepte Sprachspiele und Lebensformen führt Ludwig Wittgenstein zu einer tiefgreifenden Implikation für die philosophische Theoriebildung: dem Fehlen einer universellen Meta-Sprache zur objektiven Bewertung oder rationalen Schlichtung von Konflikten zwischen unterschiedlichen Rationalitätsformen. Diese Schlussfolgerung ist der Endpunkt des Kontextualismus und eine der größten Herausforderungen für jeden Anspruch auf Universalismus.

Die Meta-Sprache wäre ein übergeordnetes, neutrales Regelsystem, das außerhalb oder oberhalb aller lokalen Sprachspiele stehen müsste, um deren Wahrheit oder Richtigkeit objektiv beurteilen zu können. Wittgenstein argumentiert, dass eine solche Meta-Sprache prinzipiell unmöglich ist. Die Sprache ist selbst in die Lebensform eingebettet und ist kein Instrument, das von außen betrachtet werden könnte. Wenn wir versuchen, die Sprachspiele von außen zu beurteilen, tun wir dies unweigerlich mit den Regeln unseres eigenen Sprachspiels – d.h., mit den unbegründbaren Gewissheiten unserer eigenen Lebensform. Die grundlegenden Gewissheiten und die Regeln der Erkenntnis unterschiedlicher Lebensformen (z.B. die Rationalität der modernen Wissenschaft vs. die Rationalität der mythisch-religiösen Praxis) sind oft inkommensurabel. Die Begriffe und Werte der einen Form sind unübersetzbar in die Begriffe der anderen, da sie auf fundamentalen, ungeteilten Handlungsweisen beruhen. Da die Begründungskette an der unbegründbaren Praxis der Lebensform endet, gibt es keinen gemeinsamen, rationalen Boden für die Schlichtung von Konflikten. Die Universalität der Logik, die der frühe Wittgenstein suchte, ist im späten Werk zugunsten der Pluralität aufgegeben.

Das Fehlen einer Meta-Sprache bedeutet, dass die Philosophie keine übergeordnete, normative Funktion mehr ausüben kann. Der Philosoph kann keine allgemeingültigen Urteile darüber

fällen, dass eine bestimmte Lebensform (z.B. die Magie) irrational ist, während eine andere (z.B. die empirische Wissenschaft) rational ist. Solche Urteile wären selbst nur Ausdrücke der lokalen Gewissheiten des eigenen Sprachspiels (des philosophischen oder wissenschaftlichen Sprachspiels). Die Aufgabe der Philosophie reduziert sich auf die therapeutische Funktion der Beschreibung und Klärung der Regeln der verschiedenen Sprachspiele. Sie soll die Verwirrung beseitigen, indem sie zeigt, welche Regeln in welchem Kontext gelten, anstatt zu versuchen, eine universelle Regel zu diktieren.

Die Kontextualisierung der Rationalität durch Wittgenstein stellt die Kommunikative Vernunft (Kapitel 6) vor die zentrale Herausforderung der Legitimation ihrer universellen Ansprüche: Wenn Wahrheit und Richtigkeit nur lokale Regelsysteme sind, ist die Geltung einer Aussage nur die Anerkennung dieser Aussage durch die Mitglieder des jeweiligen Sprachspiels. Die intersubjektive Verständigung führt zwar zum Konsens, aber dieser Konsens ist lokal und kontingent – er ist kein Beweis für die universelle Gültigkeit. Die kommunikative Verständigung droht damit, selbst nur als ein weiteres Sprachspiel unter vielen zu erscheinen – das Sprachspiel der Argumentation und des Dialogs. Es fehlt der Nachweis, dass dieses Sprachspiel universelle, notwendige Voraussetzungen besitzt, die über die kontingenten Regeln der Lebensform hinausgehen. Wittgenstein liefert damit die sprachphilosophische Basis für den Relativismus, der später von Rorty zur pragmatischen Konsequenz und von Lyotard zur Fragmentierung des Wissens geführt wird. Die Kommunikative Vernunft muss nachweisen, dass die formalen Bedingungen des Sprachhandelns universell sind – dass alle Sprachspiele, um überhaupt funktionieren zu können, universelle Geltungsansprüche anerkennen müssen, die unabhängig von den lokalen Regeln der Lebensform sind.

4.3 Die pragmatische Wende – Richard Rorty und der Abschied von der Erkenntnistheorie

Die Philosophie von Richard Rorty (1931–2007) und seine Konzeption der pragmatischen Wende ist die radikalste Konsequenz des Linguistischen Turnus (Kapitel 4). Nachdem Quine und Goodman (Abschnitt 4.1) die Objektivität und die eine Welt dekonstruiert hatten und der späte Wittgenstein (Abschnitt 4.2) die Rationalität in lokale, kontingente Lebensformen eingebettet hatte, zieht Rorty die Schlussfolgerung: Die Philosophie muss sich endgültig von ihrem historischen, universalistischen Anspruch verabschieden.

Rortys zentrale philosophische These ist der Antifundamentalismus und die Ablehnung der Erkenntnistheorie (*Epistemology*) als das zentrale Projekt der Philosophie seit Descartes und Kant. Der Fundamentalismus ist Rorty zufolge die irrtümliche Annahme, dass Wissen ein unerschütterliches, a priori gesichertes Fundament benötigt (z.B. Gottes Ideen, das transzendente Ego, die reinen Sinnesdaten). Rorty wendet sich auch explizit gegen die Korrespondenztheorie der Wahrheit und die Vorstellung, dass der menschliche Geist ein „Spiegel der Natur“ (*Mirror of Nature*) sei, der die externe Realität adäquat repräsentieren müsse. Diese Metapher, so Rorty, ist die Krankheit der westlichen Philosophie.

Rorty folgt den Einsichten von Quine und Wittgenstein: Wenn die Wahrheit nur Kohärenz innerhalb eines kontingenten Systems ist (Quine) und die Rationalität nur ein lokales Sprachspiel (Wittgenstein), dann gibt es keinen Grund, an einem Fundament festzuhalten.

Rorty ersetzt die Suche nach der Objektivität durch die Solidarität und die öffentliche

Konsultation. Er plädiert für eine pragmatische Utopie, in der die Philosophie ihre fundamentale Rolle aufgibt und sich auf ihre rhetorische und soziale Funktion konzentriert.

- Wahrheit als Kohärenz: Wahrheit ist das, was die Gemeinschaft als gültig zustimmt. Sie ist das Resultat der "fortgesetzten Unterhaltung" (*conversation*) innerhalb einer liberalen, demokratischen Gemeinschaft. Die Vernunft ist nicht die Suche nach universellen, notwendigen Regeln, sondern die offene, kontingente Aushandlung von Überzeugungen.
- Solidarität statt Objektivität: Die Geltung einer Aussage ist keine Frage der Übereinstimmung mit der Welt, sondern eine Frage der Zustimmung und Solidarität mit der eigenen Gruppe.

Rortys Haltung des liberalen Ironikers – der sich der Kontingenz aller seiner Überzeugungen bewusst ist, aber dennoch pragmatisch an der demokratischen Praxis festhält – ist die radikalste existenzielle Konsequenz der sprachphilosophischen Wende.

Rortys Antifundamentalismus stellt die Kommunikative Vernunft (Kapitel 6) vor ihre ultimative Herausforderung: Wenn die intersubjektive Verständigung (Habermas' Fundament) nur eine kontingente "Unterhaltung" ist, die keine notwendigen, universellen Voraussetzungen besitzt, dann zerbricht der gesamte Anspruch der Diskursethik auf universelle Geltung. Habermas muss Rorty beweisen, dass der rationale Diskurs mehr ist als nur Rhetorik und lokale Solidarität und dass die Logik der Argumentation über die Kontingenz der Sprachspiele hinausgeht.

4.3.1 Der Abschied von der Erkenntnistheorie

Richard Rorty zieht die radikalen, antifundamentalistischen Konsequenzen aus der Arbeit von Quine und Wittgenstein. Seine Philosophie, insbesondere dargelegt in seinem Hauptwerk *Philosophy and the Mirror of Nature* (*Der Spiegel der Natur*, 1979), ist primär kritisch und therapeutisch. Rorty argumentiert, dass die gesamte Erkenntnistheorie (*Epistemology*), die seit Descartes und Kant die Philosophie dominierte, auf einem fehlerhaften metaphysischen Bild beruht, das er als Fundamentalismus bezeichnet.

Der Antifundamentalismus: Kritik an der Idee, dass Wissen ein Fundament oder einen Spiegel der Natur benötigt

Der Fundamentalismus ist Rorty zufolge die irrtümliche Annahme, dass Wissen nur dann Geltung beanspruchen kann, wenn es auf einem unerschütterlichen, stabilen Fundament aufgebaut ist. Dieses Fundament sollte die letzte, unzweifelbare Basis sein, die alle darauf aufbauenden Erkenntnisse rechtfertigt. Im Laufe der Philosophiegeschichte wurden verschiedene Fundamente postuliert, die alle scheiterten:

- Descartes und Kant: Das transzendente Ego oder das reine Bewusstsein.
- Empirismus: Die unmittelbaren, atomaren Sinnesdaten (Sense-data).
- Logischer Positivismus: Die analytische Wahrheit (bis Quine).

Rorty übernimmt die Argumente von Quine (Holismus) und dem späten Wittgenstein (Sprachspiele), um zu zeigen, dass kein Fundament existiert, das immun gegen Revision oder unabhängig von kontingenten Sprachsystemen wäre. Die Begründungskette endet immer an willkürlichen Praktiken oder lokalen Übereinkünften (*Lebensformen*), nicht an einer universellen Notwendigkeit.

Die Philosophie des Fundamentalismus ist somit eine Krankheit, die aus der Angst vor der

Kontingenz geboren wurde.

Die metaphysische Wurzel des Fundamentalismus liegt in der repräsentationalen Sichtweise des Geistes und der Sprache, die Rorty metaphorisch als den „Spiegel der Natur“ bezeichnet. Diese Metapher besagt, dass der menschliche Geist ein Spiegel sei, der die externe Realität (*Natur*) passiv und adäquat abbilden oder repräsentieren muss. Die Erkenntnis (*Wissen*) ist dann die Genauigkeit dieser Repräsentation. Rorty argumentiert, dass es keinen Spiegel, keine externe Natur an sich (Goodman) und keine universellen, logischen Kategorien (Wittgenstein) gibt, die unser Denken bindend vorschreiben. Die Wahrheit ist keine Eigenschaft der Repräsentation, sondern eine Eigenschaft des Gebrauchs und der Zustimmung innerhalb einer Gemeinschaft. Die Aufgabe der Philosophie ist es, diesen Spiegel zu zerschlagen und die Erkenntnistheorie als das zentrale philosophische Projekt der Moderne zu liquidieren.

Anstatt nach einem neuen Fundament zu suchen, postuliert Rorty eine therapeutische Rolle für die Philosophie. Die Philosophie soll die Menschen von den metaphysischen Zwängen befreien, die sie zu glauben zwingen, sie bräuchten Objektivität oder Universalität.

- Der Antifundamentalismus ist positiv: Er befreit das Denken zur Kontingenz und zur Erfindung (*Creativity*).
- Die Philosophie als Kulturkritik: Die Philosophie soll sich von der Erkenntnistheorie abwenden und zu einer Form der Kulturkritik und des pragmatischen Humanismus werden.

Diese radikale Abkehr vom Universalismus und der Erkenntnistheorie mündet direkt in Rortys pragmatische Utopie, in der die Objektivität durch die Solidarität und der Diskurs durch die "fortgesetzte Unterhaltung" ersetzt wird. Die Geltung ist nicht mehr die Übereinstimmung mit der Natur, sondern die Zustimmung der Gemeinschaft.

Die Verwerfung der Korrespondenztheorie der Wahrheit: Wahrheit ist nicht die Abbildung der Welt, sondern die Zustimmung der Gemeinschaft

Die Kritik am Fundamentalismus und am Mythos vom „Spiegel der Natur“ führt Richard Rorty zwingend zur Verwerfung der traditionellen Korrespondenztheorie der Wahrheit (*Correspondence Theory of Truth*). Diese Verwerfung ist der methodische Schlüssel zu seiner pragmatischen Wende: Rorty ersetzt die Objektivität durch die Solidarität und die Wahrheit als Abbildung durch die Wahrheit als Kohärenz und Zustimmung.

Die Korrespondenztheorie war über Jahrhunderte das metaphysische Dogma der Erkenntnistheorie. Sie besagt: Ein Satz ist wahr, wenn er mit einem unabhängigen, externen Faktum in der Welt übereinstimmt (*korrespondiert*). Die Wahrheit ist damit eine duale Relation zwischen einem sprachlichen Ausdruck und einem nicht-sprachlichen Zustand der Welt. Rorty argumentiert, dass diese Theorie metaphysisch leer ist und keinen praktischen Nutzen hat. Er übernimmt die Einwände von Quine und Goodman: Wie Nelson Goodman zeigte, haben wir keinen Zugang zur „Welt an sich“ oder zu „nackten Fakten“, die nicht bereits durch unsere Sprache, unsere Begriffe und unsere kulturellen Konventionen strukturiert und interpretiert wurden. Der Maßstab (*tertium comparationis*), mit dem die Sprache verglichen werden soll, ist unerreichbar. Wie W.V.O. Quine zeigte, kann die Wahrheit eines einzelnen Satzes nicht isoliert gegen ein Faktum geprüft werden; sie ist immer nur Kohärenz innerhalb des gesamten

Netzwerks des Glaubens. Rorty schlussfolgert, dass die Korrespondenztheorie lediglich ein philosophischer Trost ist, der die Angst vor der Kontingenz lindern soll. Wir müssen lernen, auf diesen Trost zu verzichten.

Rorty ersetzt die **Korrespondenz** durch ein **pragmatisch-holistisches** Verständnis der Wahrheit, das dem **Kohärenzmodell** nähersteht. Rorty sieht „**wahr**“ als ein **prädikatives Lobwort** (*complimentary epithet*). Wenn wir einen Satz als „**wahr**“ bezeichnen, tun wir dies, um ihm **Wertschätzung** und **Anerkennung** innerhalb unserer **Gemeinschaft** auszudrücken. Wir sagen damit nicht, dass der Satz die Welt abbildet, sondern dass er sich **innerhalb unseres Systems bewährt** hat, **kohärent** ist und **praktisch nützlich** für unsere Zwecke. Die **Wahrheit** wird damit zu einer **Eigenschaft** des **symbolischen Systems** und der **gemeinsamen Praxis**. Sie ist eine **Konvention**, die wir uns geben, um eine **temporäre Stabilität** in unserem holistischen Netz zu gewährleisten. Für Rorty sind „**Wahrheit**“ und „**intersubjektive Begründung**“ austauschbar. Der Satz „Es ist wahr, dass...“ bedeutet lediglich: „Es gibt eine **hinreichend gute Begründung**, die **unsere** Gemeinschaft zum jetzigen Zeitpunkt **akzeptiert**.“

Da die **Wahrheit** nicht im Verhältnis zur **Natur** (Objektivität) liegt, liegt sie im Verhältnis zur **Gemeinschaft** (Solidarität). Die **Geltung** von Überzeugungen wird zu einer **Frage der sozialen Akzeptanz** und der **Zustimmung** (*agreement*) derjenigen, mit denen wir uns identifizieren. Rorty ersetzt die **metaphysische Idee der Objektivität** (die Idee, dass wir von der Natur selbst geleitet werden) durch die **ethische Idee der Solidarität** (die Idee, dass wir von den Wünschen unserer Gemeinschaft geleitet werden). Die **Verpflichtung** des Menschen gilt **nicht der objektiven Welt**, sondern der **Gemeinschaft** und der **demokratischen Praxis** dieser Gemeinschaft. Die **Wahrheit** ist folglich das **Resultat eines sozialen Prozesses** – der **"fortgesetzten Unterhaltung"** (Abschnitt 4.3.2) – innerhalb der liberalen Demokratie. Sie ist **kein Ziel**, das gefunden werden muss, sondern ein **Produkt**, das **hergestellt** wird.

4.3.2 Die Vernunft als "fortgesetzte Unterhaltung" (*conversation*)

Nachdem Richard Rorty den Fundamentalismus und die Korrespondenztheorie der Wahrheit als metaphysische Überbleibsel verworfen hat, muss er eine pragmatische Alternative zur Bestimmung der Geltung von Überzeugungen bieten. Er vollzieht den entscheidenden Wechsel von der Objektivität zur Solidarität (*Solidarity*). Dieser Wechsel ist nicht nur epistemologisch, sondern auch ethisch-politisch motiviert: Er verlagert die Loyalität des denkenden Subjekts von der Natur (dem metaphysischen „Spiegel der Natur“) hin zur menschlichen Gemeinschaft.

Die Solidarität statt der Objektivität: Die Geltung von Überzeugungen ist eine Frage der Gemeinschaftszustimmung (Kohärenztheorie)

Objektivität ist Rorty zufolge der vergebliche Versuch, die Begründung von außerhalb der menschlichen Praxis zu finden – die Suche nach einer externen Macht (Gott, Vernunft an sich, Natur), die uns vorschreibt, was wir glauben sollen.

Rorty argumentiert, dass diese metaphysische Anstrengung unnötig und schädlich ist. Er ersetzt sie durch die Solidarität: Die Objektivität ist der Wunsch, von der Natur geleitet zu

werden; die Solidarität ist der Wunsch, von den Wünschen der eigenen Gemeinschaft geleitet zu werden. Die Geltung einer Aussage ist damit keine Frage der Übereinstimmung mit der Welt (*Korrespondenz*), sondern eine Frage der Zustimmung und Loyalität gegenüber der eigenen, historisch kontingenten Gruppe (der liberalen, westlichen Demokratie). Wahrheit ist als Gemeinschaftsprodukt zu verstehen. Sie ist das, was unsere Peers uns erlauben zu sagen. Die Beweiskraft eines Arguments ist nicht seine Notwendigkeit, sondern seine Überzeugungskraft und seine Akzeptanz innerhalb dieser Gemeinschaft.

Die Geltung von Überzeugungen wird somit zu einem sozialen, internen Prozess und nicht zu einer metaphysischen Abbildungsrelation. Rortys Ansatz ist eine konsequente Kohärenztheorie der Wahrheit und Begründung. Ein Satz gilt als wahr, weil er kohärent mit dem Netzwerk der bereits akzeptierten Überzeugungen dieser Gemeinschaft ist (Quine) und weil die Gemeinschaft ihn nach ihren kontingenten Regeln (Wittgenstein) akzeptiert hat. Das Wort „wahr“ ist damit für Rorty lediglich ein „Lobwort“ (*complimentary epithet*), mit dem wir eine Aussage ehren, die sich innerhalb unseres sozialen und praktischen Kontextes bewährt und die Zustimmung der relevanten Gruppe erhalten hat. Rorty versteht infolgedessen die Rationalität selbst als "fortgesetzte Unterhaltung" (*ongoing conversation*). Die Vernunft ist kein Algorithmus zur Wahrheitsfindung, sondern der soziale Prozess des freien und offenen Dialogs innerhalb einer demokratischen, liberalen Kultur. Die Wahrheit ist das temporäre Resultat dieser Unterhaltung.

Rortys pragmatische Wende und die Betonung der Solidarität hat die tiefgreifendste Konsequenz für das Projekt der Kommunikativen Vernunft:

- Geltung ohne Notwendigkeit: Der Konsens der Gemeinschaft ist kontingent und historisch bedingt. Er ist kein Beweis für die universelle Gültigkeit oder Notwendigkeit der Überzeugungen. Rorty hält einen universellen Konsens nicht für unmöglich, aber er ist nur ein wünschenswertes soziales Ziel und kein Zeichen dafür, dass wir eine universelle Wahrheit *gefunden* hätten.
- Rationalität als lokales Spiel: Die Rationalität (die Regeln des Diskurses) ist damit nur das Sprachspiel der westlichen Liberalen. Es besitzt keine metaphysische oder transzendente Überlegenheit gegenüber anderen, nicht-rationalen Formen der Überzeugung (z.B. Poesie, Religion).
- Die Herausforderung an Habermas: Rorty zwingt Habermas zu zeigen, dass die Prozedur des rationalen Diskurses mehr ist als nur ein kontingentes Sprachspiel, das auf lokaler Solidarität beruht. Habermas muss beweisen, dass die formalen Bedingungen des Sprachhandelns universelle, notwendige Normen (die Geltungsansprüche) voraussetzen, die über die kontingenten Übereinkünfte der jeweiligen Gemeinschaft hinausgehen.

Rorty stellt fest: Wir können uns entweder als Diener der Objektivität oder als Schöpfer der Solidarität sehen. Er wählt Letzteres.

Die Philosophie als Kulturkritik (Therapie): Vom "Spiegel der Natur" zur fortgesetzten Unterhaltung

Die Verwerfung des Fundamentalismus und der Korrespondenztheorie führt Richard Rorty nicht nur zu neuen epistemologischen Einsichten, sondern zu einer grundlegenden Neudefinition der Rolle und Aufgabe der Philosophie in der modernen Kultur. Rorty sieht die Philosophie nun nicht mehr als eine Grundlagendisziplin (Erkenntnistheorie), sondern als eine therapeutische Kulturkritik, deren Ziel es ist, die Gesellschaft von den metaphysischen Zwängen der

Objektivität zu befreien und die Vernunft als "fortgesetzte Unterhaltung" zu etablieren.

Rorty sieht die Philosophie seit dem 17. Jahrhundert (Descartes, Locke, Kant) als von der Krankheit der Erkenntnistheorie (*Epistemology*) befallen. Diese Krankheit ist der irregeleitete Glaube, dass die Philosophie eine universelle Methode zur Unterscheidung von wahren und falschem Wissen liefern müsse. Das zentrale Werkzeug dieser Krankheit war die Vorstellung, der menschliche Geist sei ein „Spiegel der Natur“ (*Mirror of Nature*). Die Aufgabe der Philosophie ist es vielmehr, therapeutisch zu wirken. Sie soll die metaphysischen Zwänge auflösen, indem sie zeigt, dass die Fragen nach dem absoluten Fundament und der objektiven Repräsentation keine sinnvollen Probleme sind, sondern lediglich historisch kontingente Produkte einer bestimmten Sprachpraxis (analog zu Wittgensteins Ansatz). Die Philosophie verliert damit ihren übergeordneten, normativen Status als Richterin über andere Wissensformen (wie Wissenschaft oder Kunst). Sie wird zu einer gleichberechtigten Stimme in der Kulturkritik.

Rorty ersetzt die Metapher des Spiegels – die statische, passive Repräsentation – durch die Metapher der Unterhaltung (*conversation*) – die dynamische, interaktive Kommunikation. Die Vernunft ist nicht das Finden (*discovery*) einer objektiven Wahrheit, sondern das Aushandeln (*negotiation*) von Überzeugungen in der sozialen Praxis. Die Rationalität ist primär eine Frage der Rhetorik und der Fähigkeit zur Überzeugung im Dialog mit den *Peers*. Die Wahrheit wird im Zuge der "fortgesetzten Unterhaltung" (*ongoing conversation*) provisorisch und kontingent hergestellt. . Dieser Dialog ist offen und nicht zielgerichtet auf ein endgültiges, objektives Ergebnis (im Gegensatz zu Habermas' idealem Diskurs). Er dient der Steigerung der Solidarität und der Erweiterung des kulturellen Horizonts.

Die Reduktion der Philosophie auf Kulturkritik und der Vernunft auf Unterhaltung hat tiefgreifende Konsequenzen für das Konzept der Geltung:

- Verlust der Universalität: Die Geltung ist lokal und historisch gebunden an die liberal-demokratische Gemeinschaft und ihre kontingenten Sprachspiele. Rorty hält an den Werten der Aufklärung (Toleranz, Demokratie) fest, aber nur als historisch nützliche Produkte dieser Gemeinschaft, nicht als universelle, vernunftnotwendige Normen.
- Die Herausforderung an Habermas: Rorty erkennt die Kommunikative Vernunft (Habermas) als eine fortgeschrittene Form der Unterhaltung an. Er kritisiert jedoch den transzendentalen Anspruch von Habermas, der glaubt, die idealen Voraussetzungen des Diskurses (die Geltungsansprüche) universell und notwendig aus der Sprachstruktur rekonstruieren zu können. Rorty sieht diese Voraussetzungen lediglich als die lieb gewonnenen Konventionen des westlichen liberalen Sprachspiels – als keinen Beweis für die Existenz eines universellen Vernunftgrundes.

Rortys therapeutische Philosophie stellt somit die logische und pragmatische Basis für den Relativismus dar, der die kommunikative Vernunft zwingt, ihre universellen Ansprüche mit äußerster Präzision gegen den Verdacht der bloßen Kontingenz zu verteidigen.

4.3.3 Die ethische und politische Konsequenz

Die pragmatische Wende Richard Rortys, die den Antifundamentalismus und die Solidarität anstelle der Objektivität setzte, führt zu seiner ethischen und politischen Konzeption des liberalen Ironikers (*liberal ironist*). Dieses Konzept ist die existenzielle Antwort auf die radikale

Kontingenz der Erkenntnis und die Ablehnung des Universalismus.

Der liberale Ironiker und die Privatisierung der metaphysischen Fragen

Der liberale Ironiker ist die idealtypische Figur des nachmetaphysischen Menschen in Rortys liberaler Utopie. Dieser Charakterzug setzt sich aus zwei komplementären Haltungen zusammen: Der liberale Aspekt bezieht sich auf die praktisch-politische Haltung. Der Ironiker hält trotz des Fehlens metaphysischer Fundamente pragmatisch an den Institutionen der liberalen Demokratie (Toleranz, Rechtsstaatlichkeit, Minimierung von Grausamkeit) fest. Der Liberalismus ist die historisch nützlichste und am wenigsten grausame Form der sozialen Kooperation, die wir bisher entwickelt haben. Der Ironiker ist das epistemologische Bewusstsein der Kontingenz. Er ist sich vollkommen bewusst, dass alle seine fundamentalen Überzeugungen, seine moralischen Vokabularien und seine Lebensform kontingent (zufällig, nicht notwendig) sind. Er weiß, dass seine moralischen und philosophischen Sätze keine metaphysische Garantie besitzen und durch andere, ebenso plausible Vokabularien ersetzt werden könnten. Der liberale Ironiker ist somit jemand, der seine Überzeugungen ernst nimmt, aber gleichzeitig jeden universalistischen Anspruch darauf ironisch bricht. Er sieht die Sprache der Wahrheit als temporäres Werkzeug, nicht als Spiegel der Natur.

Die Einsicht in die Kontingenz führt Rorty zur Forderung der Privatisierung der metaphysischen Fragen. Dies ist der entscheidende Schritt, um die politische Praxis von den unlösbaren, destruktiven Debatten der traditionellen Philosophie zu befreien. Rorty argumentiert, dass metaphysische Fragen (z.B. der Sinn des Lebens, die Existenz Gottes, die wahre Natur des Seins) nicht in den öffentlichen Raum der politischen Begründung gehören. Die öffentliche Moral und die politische Geltung von Normen müssen auf kontingenten, pragmatischen und sozialen Begründungen beruhen – auf der Solidarität und der gemeinsamen Unterhaltung der liberalen Gemeinschaft. Die Suche nach dem Sinn und die Schöpfung der eigenen, fundamentalen Überzeugungen ist eine private Angelegenheit (*Selbstschöpfung* oder *self-creation*). Der Ironiker darf im privaten Raum jede Metapher und jeden Glauben nutzen, um sein Leben zu gestalten (ähnlich dem Sprung des Glaubens), aber er darf diese privaten Vokabularien nicht als Fundament für universelle, politische Normen in den öffentlichen Diskurs einbringen. Die Privatisierung dient dem Schutz der liberalen Toleranz: Sie verhindert, dass unbegründbare metaphysische Behauptungen (die die Einheit der Gemeinschaft zerstören könnten) zur Basis repressiver, universeller Normen gemacht werden.

Rorty sieht in Habermas' transzendentelem Anspruch auf universelle Geltungsansprüche (Wahrheit, Richtigkeit) lediglich eine erneute, verborgene Form des Fundamentalismus. Habermas versucht, die notwendige Logik in die Kommunikation zu verlagern, um die Kontingenz zu überwinden. Rorty hält dies für einen metaphysischen Fehler. Wenn die Rationalität nur eine lokale Tradition und die Geltung nur Solidarität ist, dann ist die Diskursethik nur das Sprachspiel der westlichen Liberalen, dessen Regeln nicht universell notwendig, sondern pragmatisch gewählt sind. Die Logik des Arguments ist nur ein rhetorisches Werkzeug zur Konsensbildung innerhalb der Gruppe, nicht zur Erreichung der Wahrheit. Rorty zwingt Habermas zur defensiven Verteidigung eines schwachen Universalismus, der zeigen muss, dass die formalen Bedingungen des Diskurses unhintergebar sind, ohne in den metaphysischen Fundamentalismus zurückzufallen.

Die Privatisierung der metaphysischen Fragen: Die Grenzen der öffentlichen Rationalität

Die antifundamentalistische und pragmatische Wende Richard Rortys führt zu einer klaren ethisch-politischen Trennung der philosophischen Bereiche: die Privatisierung der metaphysischen Fragen. Diese Trennung ist die politische Konsequenz seines Antifundamentalismus und seiner Ablehnung eines universellen, rationalen Fundaments.

Rorty argumentiert, dass die metaphysischen Fragen – also jene Fragen nach dem Sinn des Lebens, der Transzendenz, dem Wesen der Wahrheit oder dem ultimativen Zweck der menschlichen Existenz – aus dem öffentlichen Diskurs der demokratischen Gesellschaft ausgeschlossen werden müssen. Der Raum für die Ironie, die Selbsterfindung, die kreative Poesie und die radikale Kontingenz des eigenen Vokabulars ist der private Bereich. Der liberale Ironiker kann seine tiefsten, kontingenten Überzeugungen und seine existentielle Wahrheit leben und schaffen, aber nur für sich selbst und für einen kleinen Kreis von Vertrauten. Der öffentliche Bereich ist der Raum der politischen Solidarität, der demokratischen Aushandlung und der pragmatischen Problemlösung. Hier müssen wir auf die gemeinsamen, historischen, kontingenten Überzeugungen zurückgreifen, die die soziale Kooperation ermöglichen.

Die Privatisierung ist notwendig, weil die metaphysischen Fragen für die praktische Politik und die Begründung öffentlicher Normen unbrauchbar und gefährlich sind. Sobald ein Einzelner oder eine Gruppe versucht, ihre privaten, metaphysischen Überzeugungen (z.B. eine bestimmte religiöse Wahrheit oder eine philosophische Essenz des Menschen) fundamentalistisch als universelles, objektives Fundament für die öffentliche Ordnung zu etablieren, droht die Unterdrückung derjenigen, die andere kontingente Vokabulare wählen. Die Wahrheit eines metaphysischen Satzes (z.B. „Das Leben hat einen göttlichen Plan“) kann nicht intersubjektiv im Sinne einer rationalen, öffentlichen Begründung eingelöst werden. Die Öffentlichkeit akzeptiert nur pragmatische Überzeugungen, die auf Kohärenz und Nützlichkeit beruhen.

Daher müssen wir akzeptieren, dass die gemeinsame Moral und die demokratischen Institutionen nicht auf einem universellen, metaphysischen Grund beruhen (den es nicht gibt), sondern auf einem historisch kontingenten, aber gemeinsam akzeptierten Vokabular und der Vermeidung von Grausamkeit (dem liberalen Pragmatismus).

Rortys Privatisierungsthese stellt die Kommunikative Vernunft (Kapitel 6) vor die direkte Herausforderung des Begründungsanspruchs:

- Die Frage der Reichweite: Rorty fragt: Wenn die universellen Ansprüche der Vernunft (wie die Idee der idealen Sprechsituation oder der notwendigen Geltungsansprüche) selbst metaphysische Überbleibsel sind, müssen sie dann nicht in den privaten Bereich verbannt werden?
- Der Konsens als lokale Übereinkunft: Die öffentliche Rationalität ist für Rorty nur das Sprachspiel der westlichen liberalen Demokratie. Der Konsens, der durch die "fortgesetzte Unterhaltung" erzielt wird, ist kein Beweis für die universelle Richtigkeit der Normen, sondern lediglich für die lokale Solidarität.
- Die Notwendigkeit des Nachweises: Habermas muss Rorty beweisen, dass die formalen Voraussetzungen des Diskurses keine kontingenten, metaphysischen Überzeugungen

sind, sondern unhintergehbare, universelle Notwendigkeiten, die jeder Mensch in jedem öffentlichen Kommunikationsakt zwingend voraussetzen muss, um überhaupt handlungsfähig zu sein. Die Geltung muss über die lokale, pragmatische Solidarität hinausgehen.

Die Privatisierung der Metaphysik ist Rortys letzte Aufforderung an die Philosophie: sich von der Suche nach der Universalität zu befreien und sich auf die pragmatische Verbesserung des lokalen Lebens zu konzentrieren.